Das

Mädchenduell.

Ein

komischer Roman.

Von

Julius v. Voß.

Berlin.
In der Schüppel'schen Buchhandlung.
1826.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/dasmdchenduell01voss

RBR
Jantz
#1365

Erster Abschnitt.

Die Mädchen.

Ja, ja, sagte Frau Kluge, die Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt, ja, ja, meine Schäfchen, es ist gut, wenn sich ein Mädchen vorzugsweise auf irgend eine Wissenschaft, eine Kunst legt. Das empfiehlt, kann nützen, doch ganz darf man sich einer Nebensache auch nicht hingeben, die Hauptsache nicht übersehn.

Die achtzehnjährige Henriette von Bärenthal fragte schnell: Was ist denn die Hauptsache für ein Mädchen?

Eigentlich wußte sie es lange, denn es war oft ihr gesagt worden, von ihrem Herzen und anderen Stimmen, doch hörte sie es gern von neuen.

Jene ließ das Nähzeug in den Schoos hinabsinken, nahm die Brille von ihrer Nase, legte

den Zeigefinger dafür an deren längliche Spitze, und hob nach diesen feierlichen Vorbereitungen an:

Liebes Jettchen, manche würde mit einem offenen Bescheid hinter dem Berge halten, ich bin aber nicht so. Weshalb soll ich aus dem ein Geheimniß machen, was doch einmahl weltkundig ist? Hören Sie also, hören Sie es Alle, meine Schäfchen, die Hauptsache für ein Mädchen ist eine Heirath.

Nun sah man schnell im Zimmer acht Augen blitzen. Zwei schwarze davon gehörten der schon erwähnten Henriette, zwei himmelblaue der siebzehnjährigen Julie von Löwenfeld, zwei kastanienbraune der sechszehnjährigen Bertha von Schlauen. Die sämmtlichen genannten waren namhaft, und Frau Kluge hatte sie oft mit den ihrigen kritisch angesehn, man hätte sagen können, diese Augen, scharf ins Auge gefaßt. Nach ihren Bezeichnungen waren Henriettens schwarze ergreifend. In der That hielten sie fest, worauf sie zielten, mit einer gewissen tiefen Bedeutung, einem stillen Muth, einiger Männlichkeit sogar, die gleichwohl ihre weibliche Anmuth nicht störte, so, daß jene Bezeichnung passend schien. Juliens himmelblaue nannte

Frau Kluge schmachtend. Das ist freilich ein so abgegriffnes Wort, wie es die englischen Schillinge zu seyn pflegen, aber wie Julie schmachtete, schmachtet doch nicht jede Blauäugige. Gewöhnlich hebt das Schmachten erst mit dem Lieben an, doch war bei Julien vom Lieben noch nicht die Rede gewesen. Frau Kluge behauptete es, und ihrem Ausspruch ließ sich da trauen. Aber wenn nur im Frühling die erste Tulipane oder Maiblume sich entfaltete, wölbten sich diese Augen schon mächtig heraus. Julie spielte das Pianoforte. Bei jedem Minore spiegelte sich aber die Tonweichheit auch in einer entsprechenden Weichheit der Blicke ab. Sie sang auch. Der schnödeste Leumund hätte sie wohl nicht mit ihrem Lehrer beargwohnen können, denn er zählte funfzig Jahre und sieben lebendige Kinder, gleichwohl durften nur in einer Arie Melodie und Harmonie einmahl recht in einander fließen, so blickte Julie den Verwittweten mit Augen an, die fließen wollten. Ein junger schöner Meister, und sie dürften in der That geflossen sein. Folglich hatte die Erzieherin, wenn auch keinen neuen, doch einen treffenden Ausdruck gewählt. Bertha von Schlauen setzte ihr Talent auszusprechen dagegen in Verlegenheit. In ihren ka-

stanienbraunen, nur mittelmäßig großen, Augen — statt Nr. 1 und 2 sie von erster Größe hatten, — lag vielerlei, aber nicht viel in einem Brennpunkt. Frau Kluge wechselte da mit ihren Ansichten. Zuweilen meinte sie, es wären schmunzelnde, dann wieder prüfende, sogar horchende, ein andermal listige, wohl selbst falsche, dann wieder einmal erzhochmüthige, und auch wohl manierirt bescheidne Augen. Wer konnte daraus klug werden?

Es blieb noch ein Augenpaar in der Pensionsanstalt übrig, und das gehörte der Elisabeth von Gänsau. Man erzog hier, beiläufig erwähnt, eitel adliche Mädchen.

Das klingt zweideutig. Einige könnten glauben, man hätte sie eitel erzogen, dann hätten Einige aber unrecht, Frau Kluge sah auf eine verständige Bildung, ließ es sogar sich nicht irre machen, als die Vorurtheile wieder üblich wurden, sie gefiel sich noch in ihrem früher üblich gewesenen Bekämpfen.

Die arme Elisabeth mußte zu spät gekommen sein, wie man die schönen Augen ausgetheilt hatte. Die ihrigen waren klein, aschgrau, mit einer, doch nicht bildlichen, Beimengung von Trübgelbfalbgrün. Die Erzieherin pflegte

am liebsten über diese Augen hinzugehn — d. h. mit dem Urtheil, mußte sie gleichwohl davon reden, erklärte sie: es wären nichtssagende.

Es gab nur einen Pachtersohn auf dem Lande, einen plumpen, der zuweilen in die Stadt kam, und sich dann nach des Fräuleins Befinden erkundigte, der etwa hier widersprochen, und behauptet haben dürfte: jene Augen sprächen von Ehrlichkeit und Treuherzigkeit. Doch wer ehrlich und treuherzig ist, führt ein nichtssagendes Leben, so hätte der Widerspruch mithin auch nicht viel gesagt.

Man will es dem Einbildungsvermögen der geneigten Leser anheim stellen, zu den beschriebnen Augen sich Gestalten zu denken. Theilen sie Henrietten eine etwas hohe, neben einem Antlitz zu, das mit voller Blüthe etwas kräftig gerundete Muskeln verbindet, Julien einen schlanken Bau, und eine feinweiße, nur mit einigem leichten Rosenroth angehauchte Gesichtsfarbe, stellen sie in Bertha sich ein Mädchen vor, das sich den Formen nach in den Gränzen des Alltäglichen eingeengt hat, d. h. nicht schön, nicht häßlich; nicht groß nicht klein, nicht fett nicht mager ist, aber doch vielen Dünkel im Betragen zeigt, in Elisabeth endlich in sofern etwas

Unschönes, als ihre Haut ziemlich gelb und ziemlich hart — ob man hier schon lieber unziemlich sagte — ihre Nase zu platt, ihr Wuchs in der Länge zu wenig und in der Breite zu viel ausgedehnt und fleischig war, um vor dem Prüfstein der Anmuth zu bestehn, selbst — man berührt das nicht gern, liebt jedoch Wahrheit — ihre Hand und ihr Fuß zu stattlich, so werden es die geneigten Leser meistens getroffen haben.

Was nun die Geistesweisen und Gemüthsarten, die in den vier Hüllen wohnten, betraf, so hätte man ihre Abweichungen schon a priori nicht bezweifeln können, so wie verschiedne Außenseiten an Häusern auf eine verschiedne innre Einrichtung zu schließen geben. Henriette besaß Verstand, Julie Begeisterung, Bertha Geist — es wird uns im Verfolg klar sein, weshalb man sich dergestalt zu schildern berechtigt hielt. Und was hatte Elisabeth? Ach, die liebe Einfalt.

Henriettens Gemüth war etwas leicht, mehr noch lebhaft, noch mehr entschlossen, im Nothfall sogar kühn. Böse war es nicht, es — hätte dann böse gemacht werden müssen. Und das konnte sich wohl ereignen, wenn man mit Henriettens Leichtigkeit, die zuweilen in ungestümen Leichtsinn, mit ihrer Lebhaftigkeit, die gereizt in

Zorn und Hitze ausartete, in Berührung kam. Sie war dann auch nicht unentschlossen, dem andern Theil Bittres und Spitziges in Menge zu sagen, wenig darum bekümmert, wie es ihn verwunde. Daß es hernach ihr leid that, ist wahr, so lange die kleine Zänkerin gleichwohl tobte, hatte der andere Theil Leid zu empfinden. Genug, es war — wie man zu sagen pflegt — mit Henrietten nicht gut Kirschen essen. Aber sie sagte doch offen, was sie meinte, zeigte ihren feindlichen Sinn, wenn ihn einmal Jemand aufgeregt hatte, ohne Hehl und muthig. Doch Andere hinterrücks zu verläumden, heimlich ihnen Schaden bereiten zu wollen, dessen war Henriette unfähig. Und wer ihr nichts in den Weg legte, sich in ihre Launen fügte, ihr bei Gelegenheit gefällig war, o der konnte — wie man auch zu sagen pflegt — sie um den Finger wickeln.

Julie hatte eine bei weitem mehr ruhige, sanfte, doch tiefe, und nichts weniger als unkräftige, Gemüthsweise. Sie war gütig, schonend, doch auch zurückhaltend. Nicht leicht gab sie ihr Vertrauen hin, und keine von den Gespielinnen in der Erziehungsanstalt durfte sich dessen rühmen, wo es aber geschehn wäre, da würde Julie auch höchst innig dabei verfahren

sein. Es schien als ob ein hohes Selbstgefühl, ein nicht unedler geheimer Stolz — bei dem sie aber vorsichtig alle äußere Zeichen mied — sie zurückhaltend mache. Sie sprach wenig, doch sinnig und mit scharfer Betonung, und kamen ihre Lieblingsgegenstände zur Sprache, war sie gleich in einen schwärmerischen Flug begriffen, den man jedoch mehr in ihren strahlenderen Augen und auf ihren höher gerötheten Wangen las, als man ihn den kargen Worten abmerkte. Den Streiten wich sie gern aus, bezeigte sich, wenn sie sich entspannen, nachgiebig, aber mit einem gewissen Rümpfen des griechischen Näschens, als fühle sie sich über den Wortwechsel erhaben. Dies that auch nicht immer eine gute Wirkung, schüttete wohl Oehl ins Feuer. Mußte nun aber — wie es bei der lieben weiblichen Jugend nicht ausbleibt — gestritten sein, dann vertheidigte Julie auch ihre Meinung, oder ein Recht, das man ihr kränken wollte, standhaft. Sie war zart empfindlich und würde eine schwere Beleidigung nicht unvergolten gelassen haben, was es auch gekostet hätte.

Henriette und Julie waren keine Feindinnen, Freundinnen aber auch nicht. Die Charaktereigenheiten beider Mädchen waren einander

unzugänglich, wo es Vertrauen galt. Einigemal schon hatten sie sich entzweit, und noch öfter hatte nur die Dazwischenkunft ihrer Erzieherin den bereits glimmenden Streitfunken niedergehalten.

Berthas Gemüth war ein Räthsel, doch traute man der Auflösung wenig. Sie redete viel, oft mit Geist, mit erlesenem Geist, denn sie hatte manches gelesen, oft war es auch nur so ein Plaudern in den Tag hinein. Sie konnte auch von schönen Gefühlen sprechen, selbst mit einem idealischen Augenaufschlag, es geschah demungeachtet mit einer solchen Kälte, daß man dabei hätte frieren mögen. Wollte sie etwas von den Uebrigen, that sie hold und freundlich, man sah aber auch, daß sie nur so that. In anderen Stunden neckte sie Jene, verspottete sie, trieb ihren Muthwillen mit ihnen, aber auch das nicht einmal im vollen Ernst. Doch meinte sie nicht im Scherz, daß sich zwischen Jenen und ihr eine sehr weite Kluft ausdehne. Sie meinte — im kaufmännischen Sinn — allein bei Weitem mehr werth zu sein, als die übrigen drei Mädchen und Frau Kluge noch dazu. Nach dem erwähnten Sinn hatte sie da nicht unrecht. Einen edlen Stolz bewies sie nicht, einen unedlen gab

sie zu vermuthen, verschleierte ihn aber mit einem gewissen sich Herablaßen, einer Art Mitleid, die aber noch weher thun konnten, als blank und baarer Hochmuth. Am festesten stand, daß Bertha von keiner der Gespielinnen eine Freundin war.

Nach Elisabeths Außenseite sollte man auf ein häßliches Gemüth geschlossen haben. Aber da log die Außenseite. Elisabeth war fromm, gutwillig, dienstfertig, that gern den Uebrigen zu Gefallen was sie vermochte, und trug es mit leichtem Sinn, wenn man ihr Launen oder Uebermuth zu empfinden gab. Sie war die Freundin Aller, ohne irgendwo Freundschaft zurück zu empfangen.

Uebrigens tanzte Henriette mit einer großen, feurigen, sichtbaren Leidenschaft. Eine solche pflegt etwas zu erringen, und hier traten frisch blühende Gesundheit, weibliche Jugendkraft, ein Wuchs von reinem Ebenmaaß, der jeder tanzenden Bewegung vielen Reitz lieh, hinzu. Gern räumte man Henrietten ein, daß sie ausgezeichnet schön tanze, und wer sonst nichts zu ihrem Lobe zu sagen wußte, verglich sie mit der nächsten ihm bekannten gerühmten Operntänzerin.

Eine nicht weniger heftige, doch mehr im

tiefen Innern glühende, Leidenschaft hegte Julie für die Musik. Sie spielte auch das Pianoforte — nehmlich wie eine Dilettantin gewürdigt — mit einer seltnen Fertigkeit, sie hatte ihre natürlich wohltönende und klangvolle Stimme mit eifrigem Fleiß ausgebildet, und am meisten nahm für ihren Gesang noch ein, daß er so graden Wegs aus der Seele zu kommen schien. Man hätte glauben mögen, der vorgetragne Text sei ihr Impromptü, weil sie den Inhalt so treu wie ein eignes Gefühl wiedergab. Daran übertreffen häufig Privatsängerinnen die öffentlichen.

Bertha liebte von Büchern zu sprechen, und mehr noch von Namen der Büchermacher. Sie konnte behaupten, man müsse sagen Göthe und Schiller, nicht Schiller und Göthe, dies war doch immer etwas für ein Mädchen. Walther Scotts Romane hatte sie, in Uebersetzungen, sammt und sonders zu lesen beliebt. Einige Dutzend Phrasen und Sentenzen von Jean Paul wußte sie auswendig und brachte sie bei Gelegenheit an, auch die Monologen der Jungfrau von Orleans, und wo Kritik abgehandelt ward, gab sie — ihren Senf dazu, denn Honig pflegte es nicht zu sein. Bertha hatte sogar einige poetische Versuche gemacht, die Beifall er-

hielten, der indeß auch andere Urſachen haben mochte, als ihren poetiſchen Werth. Man hätte glauben können, ſie wäre von einer litterariſchen Leidenſchaft — beſeſſen geweſen, allein dem war nicht ſo, was vor den Augen der Unpartheilichkeit ſelbſt die poetiſchen Verſuche ergaben. Ueberhaupt ſchien Bertha zu keiner wohlkonditionirten Leidenſchaft aufgelegt, ihre Selbſtſucht müßte dann auf dieſe Benennung Anſpruch gemacht haben.

Eliſabeth wußte auch nicht, was Leidenſchaft hieß, doch ein Wollen, ein Beſtreben kannte ſie. Daß es kein hochfliegendes war, hätte ſich daraus ſchon erkannt, daß ſie gern im Hofe die Enten fütterte, welche nicht hoch fliegen. Aber die Küche war das Heiligthum, worin Eliſabeth ihre Brandopfer und Rauchopfer mit eigentlicher Andacht weihte, denn ſie dachte an das, was ſie that; zerſtreut, wie oft die Geſpielinnen, ſah man die Fleißige nie. Schildkrötenſuppen, Fricaſſeen mit Auſtern, Paſteten mit Trüffeln u. dergl. m. wurden hier nicht bereitet, konnte Eliſabeth aber eine ſogenannte Hausmannskoſt dergeſtalt zurichten, daß ſich Frau Kluge und ihre Pflegebefohlnen halb krank hätten daran eſſen mögen, bildete ſie ſich etwas darauf ein. Und

dies geschah wohl, die Mädchen hatten wenigstens immer einen guten Appetit. Und wenn die Schüssel behagte, kam es ihnen auch nicht auf einen Lobspruch an. Daß jedoch Henriette, Julie und Bertha einem so winzigen Talent nichts von dem, was man Achtung nennt, zollten, verstand sich auch von selbst. Im Nähen, Stricken und derlei hatte Elisabeth auch etwas gethan, und die Anderen so gut als nichts. Es folgte, daß, wenn sie für sich etwas nähen oder stricken sollten, Elisabeth — und dann mit Liebkosungen — ersucht ward, die Mühen auf sich zu nehmen. Sie schalt Jene dann wohl, that es aber doch, und saß ihnen zu Gefallen manche halbe Nacht auf.

Hinsichtlich ihrer Eltern hatten die Mädchen auch ziemlich verschieden in den Glückstopf gegriffen, und Allen ist das erste gezogne Loos immer doch die Abkunft.

Henriettens Vater war ein Dragonerhauptmann, Wittwer seit etlichen Jahren, weshalb er die Tochter auch in eine Erziehungsanstalt bringen mußte. Es war eine gute Seele und das einzige Kind sein Abgott. Sauer genug ward es ihm aber auch, das Pflegegeld und die Kleidung, welche Henriette bedurfte, zu erschwin-

gen. Seine Einkünfte beliefen sich nicht hoch, und er sollte schöne Pferde reiten, in diversen Staats-, halben Staats- und Interimsuniformen niedlich glänzend einhergehn. Mühsam gelang es ihm, doch blieb auch nicht das Mindeste übrig. Henriette durfte auf seine Unterstützung zählen, so lange er lebte, er hatte indeß nicht allein silberne Epauletten, sondern auch schon silberne Haare, sein General frug ihn bereits: ob es ihm, nach langen, ehrenvollen Dienst, nicht lieb sein könne, in den Ruhestand versetzt zu werden? Henriette sah wohl ein, daß für sie weder an eine Mitgift, noch an ein Erbe zu denken wäre. Sie hoffte und baute dagegen auf ihren Tanz, der sollte ihr helfen.

Mit Julien stand es da nicht besser, wo nicht gar schlimmer. Ihr Vater war Präsident, dies klang vornehm, des hohen Staasbeamten Schulden sollten aber auch hoch anlaufen. Er machte ein Haus, und der Himmel bescheerte ihm auf dem Wege zweier Ehen acht Kinder. Julie stammte, nächst drei Söhnen, aus der ersten. Jene mußten den Soldatenstand ergreifen, und die Stieftochter in eine Erziehungsanstalt, weil die Stiefmutter ihre Lieben nur daheim sehn wollte. Nicht immer ganz prompt lief die Zah-

lung hier ein, und an Garderobe und Taschengeld wurde bei Julien noch ein engeres Ersparungssystem beobachtet, wie bei Henrietten. Das Eine mochten augenblickliche Verlegenheiten, das Andere die Zärtlichkeit der Stiefmutter gegen ihre Lieben bewirken. Vielleicht stieg der Präsident, brachte es noch zum Minister. Das konnte für seine Gläubiger und für die Stiefgeschwister von einigem Nutzen sein, für Julien schwerlich. Vielleicht ereignete sich aber das Gegentheil, denn auch der Staat huldigte einem Ersparungssystem, schränkte die Zahl seiner Beamten ein, und gönnte Manchem Ruhe, der noch gar nicht ruhen wollte. So bestand für Julien dort eben keine lachende Aussicht, die Musik aber sollte ihr eine öffnen.

Doch mit Bertha hatte es nichts zu sagen, die konnte wohl lachen. Nur simpler Staatsrath war ihr verstorbner Vater gewesen, simpel aber nicht. Neben einem Mann, den ein großer Wirkungskreis auszeichnete, hatte er einst einen kleinen gehabt, doch nicht in unsern schlechten Zeiten, sondern in den guten Kriegszeiten. Er hatte Verträge mit den Lieferanten abgeschlossen, wichtige Nachrichten oft vierundzwanzig Stunden zeitiger als die Börse erhalten, und

wochenlang früher gewußt, in welchem Sinn man über dieſe und jene Finanzoperation beriethe. Dieſe wenigen Worte darf nur ein Iſraelit leſen, um gleich Reſpekt vor dem Verſtorbenen zu haben. Seit Jahr und Tag erfolgte ſein Tod zu ſeinem größten Verdruß, denn er hatte eben eine Unternehmung auf Akzien gründen, und ſich dergeſtalt an ihre Spitze ſtellen wollen, daß er nicht dabei zu Schaden gekommen wäre. Denn im Kriege war er, ſeinem vertraulichen Geſtändniß nach, zu Schaden gekommen, weil er Anderen manches zugewandt, das er, geſcheuter, ſelbſt noch hätte einſtreichen können. Zwei Fehler, ſagte er zu ſeiner Gattin noch vom Sterbebette, hab ich gemacht. Ich war zu gutherzig und zu furchtſam, dreimal ſo viel könnt' ich ſonſt haben. Die Gattin fing heftig an zu weinen, und rief: Warum haſt du die Fehler gemacht! Könnteſt die Deinigen in ganz andern Umſtänden zurückgelaſſen haben! Der ſterbende Narr beging aber einen dritten Fehler, indem er obige Worte ſagte. Sie zogen ihm noch herbe Vorwürfe im Verſcheiden zu, und brachten ihn um einen ſchönen Leichenſtein. Denn noch während des Augenzudrückens ſagte die eben Wittwe werdende: Nun ſoll er auch keinen Lei-

chen

chenstein haben. Gleichwohl ließ Herr von Schlauen die Seinigen nicht in Armuth zurück. Zwischen der Wittwe, und Bertha, ihrem einzigen Kinde, ward der Nachlaß getheilt. Es schwebte einige Dunkelheit über den Betrag, doch sagte Bertha's Vormund einmal in guter Weinlaune: Wenn ich nur das hätte, was Jede über 100,000 Thaler geerbt hat. Bertha wurde nun der Frau Kluge zur weiteren Ausbildung übergeben, weil ihre Mutter einräumte, dem Erziehungsgeschäft nicht gewachsen zu sein. Aber sie wollte auch Reisen machen, wie Frau von Stael in Begleitung eines jungen Gelehrten, und Bertha sollte nichts am Unterricht verlieren. Aus dem Allen wird man schließen, daß Bertha eben keine Noth litt, obschon der Vormund wirthlich verfuhr, und ihre Kapitalien durch beigelegten Zins noch anhäufte, damit sie ihm, bei erlangter Volljährigkeit, einst in einem namhaften Geschenke danken möchte. Es leuchtet auch ein, daß Bertha nicht die Litteratur wie eine Helferin, sondern allein wie eine Liebhaberei ansah, und als Liebhaberei ist die Litteratur auch gut, als Helferin schlecht.

Man zählte also zwei Mädchen auf, die unter gewissen Umständen Einiges hatten, leicht

aber auch nichts haben konnten, und ein Anderes, das schon reich war, durch den Vormund noch reicher wurde, und auf den Tod der Mutter hoffen konnte, um immer noch reicher zu werden.

Eins ist noch übrig. Hier war schon das Nichts da. Die arme Elisabeth kömmt doch bei jedem Pinselstrich zu ihrem Gemälde übel weg. Sie war die Tochter eines ehrlichen Landjunkers, Christian von Gänsau. Sein Besitzthum, wovon das Geschlecht den Namen führte, hatte keinen großen, aber auch keinen ganz kleinen Umfang, keinen so fetten Boden wie um Gotha, doch auch keinen so dürren wie um Ziebingen, wo Herr Tiek lange wohnte, kurz es war ein Landgut, wie die Quedlinburger Romane, d. h. von mittelmäßigen Gehalt. Herr Christian würde sich darauf schon behauptet, und recht wohl befunden haben, wär er ein guter Wirth gewesen, was er jedoch nicht war. Doch hätte sich einige üble Wirthschaft noch übertragen, wäre nicht auch die üble Zeit gekommen, und die brachte zwei Uebel, den Krieg und die Wohlfeilheit, zuletzt kam noch das Uebel der fruchtbaren Jahre hinzu, so daß man gar nicht mehr wußte, welches von den Uebeln das Kleinste

sei. Frau von Gänsau starb bereits während dem Kriege. Obschon jung und gesund hatte sie mehrere Sommerzeiten regelmäßig Töplitz, Pirmont, Doberan u. s. w. besucht. Das wollte sich, wie manches Andere, jetzt nicht mehr thun lassen, und da schien es, ihr gesunder Körper sei dergestalt an die Bäder gewöhnt gewesen, daß ihre Entbehrung ihn tödlich krank gemacht hätte; wobei vielleicht der Gram noch half. Ihr Gatte machte es hingegen noch möglich, einige Jahre nach den Bädern zu gehn. Doch geschah es in ökonomischer, in keiner anderen Absicht. Er wollte nehmlich, was ihm Contributionen, Requisitionen u. s. w. gekostet hatten, im Pharospiel zurück gewinnen. Es schlug mehr wie fehl. Nun mußte er wohl daheim bleiben, und konnte auf das, bereits ziemlich verschuldete, Landgut auch keine Anleihe mehr finden. Er hatte sich nun eine Wirthschafterin genommen, die bei der fünfjährigen Elisabeth zugleich das Erziehungsgeschäft übernahm. Gebildet war sie nicht, doch machte sie die Elisabeth einer griechischen Prinzessin aus Homers Tagen ähnlich. Man weiß, daß jene Prinzessinnen mit höchsteignen Händen spannen, webten, wuschen, kochten, brieten. Elisabeth nahm sich der alt-

fürstlichen Beschäftigungen auch so an, daß sie bald die Fertigkeit einer der tüchtigsten Dienstmägde und Köchinnen — auf einem Dorfe nehmlich, in keiner Residenz — entwickelte. Zehn bis elf Sommer hatte sie gesehn, als der Pachter Schmidt auf dem Gränzdorfe anzog. Er sollte Geld haben, und das konnte wohl sein, denn er hatte einst in der Theurung bei fruchtbaren Zeiten wie ein Geitzteufel zusammengescharrt. Grade beim Anfang der Kriegsjahre lief seine alte Pacht um, er übernahm keine neue, sondern saß lange still, in einem Bauernhause eingemiethet, und sich kaum satt essend. Erst wie er ein Dorf so spottwohlfeil pachten konnte, daß sich trotz der geringen Kornpreise ein leidlicher Gewinn absehn ließ, erneute Herr Schmidt seine Thätigkeit. Auch suchte er bei der Wolle es heraus, und scharrte wieder tüchtig ein. Er hatte einen funfzehnjährigen Sohn, Namens Peter. Es war ein grober Flegel, Elisabeth wußte aber kein Wort davon, daß er es war. Denn sie ging nicht mit artigen Leuten um, den Vater ausgenommen, der indeß vor mürrischer Laune seine Artigkeit auch wenig mehr kund gab. An Petern durften ungroßstädtische Formen auch nicht befremden, sein Vater hatte ihn wenig zur

Schule gehalten, wohl aber zu Kälbern, Ochsen, Pferden. Auch während der unthätigen Zeit mußte Peter dem Wirth helfen und allerlei absehn, so konnte ihn der Vater, bei der neu angetretenen Pachtung, zu allerlei brauchen. Peter verrieth sogar Genie, denn es wunderte Jenen selbst, wie beholfen er sich zum Säen und Mähen, zum Pflügen und Eggen, zum Dreschen und Viehfüttern anließ. Es war ihm auch nirgend so wohl, als auf dem Felde, in Scheunen und Ställen. Da hunzte er die faulen oder ungeschickten Knechte und Mägde tüchtig aus, und gab ihnen Anweisungen. Doch machte er es nicht wie ein Rezensent, der immer sagt, wie Theaterstücke geschrieben werden sollen, und selbst keins schreiben kann, Peter verstand die Sache auch praktisch, und vollzog die Arbeit mit. Nun traf es sich zuweilen, daß er nicht weit von der Gränze war, und Elisabeth auf's Feld kam, um nach den Frauenzimmerarbeiten zu sehn, welche man dort beim Garbenbinden, Flachsweiden u. s. f. vollzog, dabei nahte sie auch wohl der Gränze, in jenem Fall mithin Petern. Da hätte er eine Gelegenheit gehabt, der jungen Nachbarin Artiges zu sagen. Er wußte aber einmal nicht, was das sei, und getraute es sich zweitens nicht,

weil sie von Adel war. Mit dem Spaß verhielt sich's anders, Peter war dazu aufgelegt, und im Allgemeinen dreist. Warum auch nicht, Gut macht Muth, und er wußte, daß sein Vater reich ausgeschrieen, und er dessen einziges Kind war. So warf er denn zuweilen mit Holzäpfeln, Brotklößchen u. s. w. nach Elisabeth, und wollte sich halb todt lachen, wenn sie erschrak und tüchtig schimpfte. Sie schien demungeachtet nicht allzu entrüstet drüber, denn statt die Gränzgegenden zu meiden, fand sie nur um desto öfter sich dort ein, was von jener Seite auch geschah. Bald kam Peter auch wohl herüber, schlich unvermuthet hinzu und schrie ihr ins Ohr, kitzelte sie mit Aehren an der Nase, gab ihr einen lebendigen Frosch in die Hand, und was der Späßchen solcher Art mehr waren. Konnte sie vor Lachen aber dazu kommen, nannte sie ihn auch einen dummen Jungen, Esel, Schlingel, was ihn doch erfreuen mußte, sonst hätte er es nicht darauf angelegt. Dies waren Sommervergnügungen der jungen Leutchen, im Winter fielen sie aus. Doch sahen sie dann sich in der Kirche, die Gemeine drüben war zu Gänsau eingepfarrt. Ihre Andacht störten Beide nicht, doch schnitt Peter dem Fräulein beim Eingang und Ausgang

Gesichter, wenn es sich etwas verstohlen thun ließ. Und das Fräulein steckte die Zunge heraus. Wie aber Elisabeth vierzehn bis funfzehn Jahre zählte, und Peter neunzehn bis zwanzig, endeten auch diese Szenen aus der Unschuldswelt. Elisabeth fing jetzt an, sich das dumme Zeug zu verbitten, und Peter fand auch kein Behagen mehr in seinem Vollziehn. Er schien vielmehr jetzt ein manierlicher Bursche werden zu wollen, was sich schon aus seiner, nun rein gebürsteten Kleidung, und einem Taschentuche, welches er ehedem nicht geführt hatte, ergab. Von der Gränze blieben Beide deshalb nicht weg, Peter grüßte nun aber die Elisabeth, und brachte ihr, nach der Jahrzeit, eine Tasche voll Erdbeeren, die er im Walde selbst gepflückt, oder saure Kirschen, Hundepflaumen, Schmalzbirnen mit, welche man drüben vorzüglich hatte. Im Gänsauer Garten wuchsen dagegen Herzkirschen, Lambertsnüsse, Borstorfer Aepfel, womit es das Fräulein vergalt. Und auch das sollte nicht lange mehr währen. Denn Herr von Gänsau hob nun an, in väterliche Betrachtungen über die Tochter einzugehn. Daß sie mit der Landwirthschaft so gut sich behalf, konnte ihn freuen, er fand sie aber auch — nach seinem gewählten

Ausdruck — abscheulich verbauert. Aus anderen Zeiten war ihm ein Scharfblick dafür geblieben, zürnen konnte er billig aber auch nicht, denn mit wem ging Elisabeth um, als mit Knecht, Magd und Vieh? Er sagte zur Wirthschafterin, die jetzt seine einzige Vertraute war: Auf Ehre, Liese ist verbauert, hübsch ist sie nicht, Geld wird sie leider Gottes einmal wenig oder nichts haben, wie soll sie denn einen Mann kriegen? Ich muß sie auf Ehre ein Paar Jahre in die Stadt, in eine Pension schicken, daß sie feine Lebensart lernt. Und ich habe auf Ehre schon gesehn, daß manches Mädchen in der Pension zu einem Bräutigam gekommen ist. Auf Ehre, das will ich thun! Dictum factum, ein Bekannter in der Stadt unterhandelte mit Frau Kluge, und die Wirthschafterin mußte bald darauf Jene in der alten Klappchaise ihr zuführen. Der Abschied von Vater, Gesinde, Puten, Hühnern, Tauben, lag noch schwer auf Elisabeths Herzen, wie man durchs Nachbardorf fuhr. Jenseit kam Peter aus dem Wald geritten, hatte nach den Holzschlägern gesehn. Verwundert kam er an den Wagen, grüßte und fragte im Provinzialdialekt: I Frölen Lieschen; wo Teufel wollen Sie denn hin? In derselben Mundart entgeg-

nete sie: Ach, Peter, ich muß ja weg! Sie stattete ihm ferneren Bericht ab, während Peter neben dem Wagen ritt. Ihre Augen waren dabei so feucht wie ein Brunneneimer, sie flossen aber im eigentlichen Verstande, als Elisabeth gewahrte, daß über Peters gelbbraune Wangen eine Thräne nach der anderen hinabtröpfelte. Fast schreiend fragte sie nun: Aber Peter, warum weinen Sie denn? Schlag und Wetter, gab er zu Antwort, ich bin so verdrießlich, denn — denn — ich habe unrechtes Holz angewiesen, und da wird mein Vater einen schönen Lärm machen. — Ach, der arme Peter, rief Elisabeth, was wird der Schelte kriegen! Die Wirthschafterin fragte aber: was sie der dumme Flaps denn anginge? Denn diese Wirthschafterin, als Vertraute eines Edelmanns, hatte auch einen gewissen Adelstolz angenommen, und in Gänsau, obschon nicht durch Ehrlichkeit, ein Paar Tausend erworben. Peter sah ohne Zweifel dumm aus, war es auch in manchem Betracht, doch in manchem nicht. Von Feld-, Wald-, Wiesenwirthschaft konnte er mitreden, aber daß Elisabeth häßlich sei, wußte er nicht. Hatte er doch äußerst wenig schöne Mädchen gesehn, und wo es sich einmal ereignet, ihm Niemand gesagt: das

wäre eins. Und darauf kömmt doch gewaltig viel an.

Elisabeth kam nun zu Frau Kluge, die sich alle Mühe gab, dem väterlichen, in mehreren Briefen an den Tag gelegten, Wunsch zu gnügen. Allein es fruchtete wenig, entweder hatte Elisabeth keine Tendenz zur Verfeinerung, oder sie war im Umgang mit Knecht, Magd und Vieh untergegangen. Wer hätte aber gemeint, daß Peter Schmidt zuweilen kommen würde? Er hatte zuweilen in der Stadt zu thun, Roggen zu verkaufen, Schmiedearbeit zu bestellen u. s. w. Er mußte durch Gänsau, und pflegte den Gutsherrn zu fragen, ob er etwa an die Tochter in *** etwas zu bestellen hätte? Herr von Gänsau befand sich in einer Lage, die auch dem Postgelde Rücksichten zugestand, und gab dann wohl ein Briefchen mit. Peter, wenn auch sonst eine ehrliche Haut, übte bei diesen Gelegenheiten Betrug und Diebstahl. Im Grunde wollte er sich nur auf eigne Hand erkundigen, was Fräulein Elisabeth mache. Demnächst brachte er gewöhnlich ihr bald eine Metwurst, bald einen Topf Honig, den sie besonders liebte, und sagte, der Vater schicke es. Sie war nun betrogen, und Peter hatte solche Viktualien aus

seiner Mutter Rauchfang und Vorrathskammer entwandt. Elisabeth war in solchen Dingen aber auch nicht dumm. Sie konnte Würste aus Gänsau und von anderen Orten unterscheiden, kannte auch jeden Topf in Gänsau zu gut, um solchen, die Peter brachte, nicht die Fremdheit anzusehn. Frau Kluge sah ihn gerne kommen, weil sie von dem betrüglich Mitgebrachten ihr Antheilchen empfing, und die übrigen Mädchen waren auch mit seinem Erscheinen zufrieden, weil sie den Ungehobelten dann foppen konnten. Er achtete erst nicht darauf, späterhin gab er ihnen aber einen Bescheid von solchem Schroot und Korn, daß sie fortan ihn gehn ließen. Auch das blieb nicht lange beim Alten, weil die Neuheit unaufhörlich das Alte verjagt. Herr von Gänsau, der nicht jung mehr, doch wie er es gewesen war, viel gelebt hatte, ahnte aus Vorzeichen, daß er nicht mehr viel leben würde. Deshalb verfügte er seinen letzten Willen und setzte Elisabeth zur Universalerbin ein. Bald darauf schlummerte er auch in bessere Gefilde als die seinigen hinüber. Doch nun kam eine Schaar von Gläubigern, wovon manche nur mittelst Vertröstungen und Geschenken beschwichtigt worden, und wollte früher als die Universalerbin

erben. Die Justiz, die auch leben wollte, beraumte eine Tagefarth an, um Gänsau dem Meistbietenden zu verkaufen. Es erschienen nur wenig Wenigbietende, weil die Landgüter an sich schon immer noch im Preis sanken, und der letzte Eigenthümer auch bei zunehmender Alter- und Geldschwäche hier Manches in Verfall kommen ließ. Nachbar Schmidt befand sich unter den Kauflustigen. Er hatte aus der Nähe schon abgesehn, wie und wo es auch hier sich würde herausfuchen lassen, und war der Mann, der was hineinstecken konnte. Um einen rechten Spottpreis ward ihm Gänsau zugeschlagen. Mit knapper Noth erhielten Gläubiger und Justiz noch das Ihrige, die Wirthschafterin zog fröhlich mit Allerlei von dannen, was nicht das Ihrige hätte sein sollen, und die Universalerbin erhielt keinen rothen Pfennig. Mit der größten Billigkeit hätte sie Frau Kluge nun aus dem Hause jagen können, allein sie bedachte auch, daß einiger Vortheil dabei sei, wenn Elisabeth ohne fernere Bezahlung noch weilte. Ein Dienstmädchen ließ sich abschaffen, und Elisabeth empfing nur schmale Kost, Lohngeld nicht. Schon zwei Jahre blieb sie dergestalt, war die Seniorin der Pflegebefohlnen, zählte einundzwanzig Jahre. Nach

dem Tode ihres Vaters erschien Peter noch öfter wie sonst. Jedesmal besiegelte er mit einem Fluch, wie leid es ihm thue, daß sein Vater Gänsau für solchen Spottpreis erhalten hätte. Weiterhin berichtete er auch, was sein Vater alles ändere, baue, wie er mit besserer Schaafzucht, Brauerei und Brennerei dem Gute schon andern Ertrag abnöthige, als der Selige. Elisabeth pflegte zu erwiedern, daß sie zwar viel über Gänsau geweint habe, weil es aber einmal in fremde Hände hätte kommen sollen, wäre ihr doch lieb, daß es in solche, und keine fremde, gekommen sei. In den letzten sieben Monaten hatte sich Peter indeß nicht mehr eingefunden, Elisabeth wußte nicht warum, empfing auch keine weitere Nachrichten aus der Heimathsgegend.

Nachdem wir solchergestalt die hier anwesenden Mädchen ziemlich genau besichtigt haben, sei der im Eingang durchrissene Faden wieder angeknüpft. Frau Kluge trat dort als weise Rednerin auf, und als unbefangne, die ihren Pflegebefohlnen ohne Hehl sagte: die Hauptsache für ein Mädchen ist eine Heirath.

Und als nun, wie gesagt, die acht an sie gehefteten Augen funkelten, ermangelte Jene nicht fortzufahren. Es ist so, erläuterte sie, der

Mädchen Bestimmung, ihre vermuthliche Bestimmung, ihr Heil oder Unheil des Lebens, ihr Schicksal. Aber meine Schäfchen, träumen Sie sich davon nichts romantisches, aus zwanzigjähriger Erfahrung weiß ich, wie unromantisch die Ehe ist, wähnen Sie ja nicht, ein Himmel auf Erden würde Sie umfangen, es gab noch keine Frau, der Mann müßte denn in den Flitterwochen gestorben sein, die nicht zuweilen den lieben Ehe- und Wehestand eine Hölle auf Erden genannt hätte. Und darum bin ich auch der Meinung, daß solche Mädchen, die von einer Heirath nicht auch ihren Lebensunterhalt erwarten müssen, wie unsre Bertha zum Beispiel, gerathener thun, wenn sie ledig bleiben. Was sie auf einer Seite verlieren, gewinnen sie auf der anderen, nach Umständen doppelt, dreifach, und die Freiheit schon ist ein köstlich Gut. Ich bin der Meinung, weil mich Erfahrung gewitzigt hat, freilich wird aber kein Mädchen so leicht ihr beitreten, und es darf auch nicht befremden, weil die Mädchen durch Erfahrung noch nicht gewitzigt sind. Prägen Sie jedoch die Worte des alten Liedes sich wohl ein: „Selbst die glücklichste der Ehen, Mädchen, hat ihr Ungemach, selbst die besten Männer gehen öfters ihren Launen

nach, die sich von dem goldnen Ringe goldne Tage auch verspricht, o die kennt den Lauf der Dinge und das Herz des Menschen nicht." Es heißt aber in dem Liede auch noch: „Mädchen, Dir dein Glück zu schaffen, stehet selbst in Deiner Hand, die Natur gab Dir die Waffen, gab Dir Schönheit und Verstand." Dabei müssen Sie wieder Alles richtig verstehn, meine Schäfchen! Das Wort Glück nicht etwa idealisch genommen, es ist mit allem Erdenglück, auch wo es besteht, etwas sehr Unvollkommenes, und nie besteht es ganz, bei Jedem heißt es zuweilen: Glück und Glas, wie bald bricht das. Meistens haben wir schon Ursache zufrieden zu sein, wenn wir nur nicht ausgemacht unglücklich sind. Nun wollen wir die Schönheit betrachten. Es ist eine gute Waffe für die, welche sie hat, manche haben sie aber auch nicht. Die sie haben, werden gleichwohl auch nicht Alles damit erreichen, was sie hoffen. Sie dient mehr dazu, einen Mann zu bekommen — obwohl in unsern Zeiten Schönheit ohne Geld auch nicht immer einen Mann bekömmt — als ihn gefesselt zu erhalten. Denn wankelmüthig, flatterhaft sind die Männer, und die Schönheit bleibt ja nicht, welkt schnell mit der Jugend hin. Darum, meine Schäfchen,

müſſen ſowohl die, die äußere Schönheit haben, als die, welche ſie nicht haben, um innere Schönheit bemüht ſein, die feſſelt mehr und welkt nicht. Wenn Sie es nicht vergeſſen haben, müſſen Sie ſich erinnern, wie oft ich Ihnen geſagt habe, was innere Schönheit iſt, der Prediger hat es Ihnen auch bei der Confirmation geſagt, und Sie können es in jedem erbaulichen Buche nachſchlagen. Beim Eheſtand erinnre ich vorzüglich aber noch an Gedult, ſie iſt da eine hauptſächliche innre Schönheit, und Oekonomie iſt eine Tugend, die auch den Reichen nöthig wird, wie viel mehr Solchen, denen Reichthum verſagt iſt. Nun wollen wir den Verſtand abhandeln, meine Schääfchen! In der Ehe muß er auf mancherlei gerichtet ſein, vor Allem aber dahin, daß eine junge Frau ihren Mann genau kennen lernt. Vor der Ehe iſt das nicht möglich, weil ſich jeder Bräutigam verſtellt, aber auch der Ehemann verſtellt ſich noch lange, bisweilen ſogar zeitlebens, zum wenigſten in dieſem oder jenen Betracht. Alſo muß die Frau da um einen tief eindringenden Blick bemüht ſein. Sie ſoll auch zeitig abmerken, wie der Mann behandelt ſein muß, damit ſie ihn — das heißt in rechten und guten Dingen — ſich nach der Hand

ziehn,

ziehn, ihren Willen — auch in rechten und guten Dingen — bei ihm durchsetzen kann. Und da sind die Männer so verschieden, wie ein Kamäleon verschiedne Farben haben soll, denn ich habe noch keins gesehn. Bei einem helfen Güte, Bitten, liebreiche Vorstellungen, bei dem Andern ganz und gar nicht, die Frau macht sich ihm durch Liebkosungen nur lästig. Bei Solchem muß sie sich dann was man rar machen nennt, da kömmt er denn oft von selbst. Bei Andern ist mit dem Weinen etwas auszurichten, und das sind just die schlechtsten nicht. Es giebt auch eine Maasregel, die in der Sprache des Ehestandes das Maulen genannt wird. Ich will sie eben nicht loben, und sie verfehlt leicht auch ihren Zweck, bei gewissen Männern ist sie dagegen heilsam. Es giebt auch Männer, bei welchen platterdings zuweilen donnernde Strafpredigten Noth thun. Da muß sich eine Frau nun in das Nöthige fügen, hat sie aber kein Talent dazu, ist sie übel daran. Lesen Sie übrigens Campens väterlichen Rath an seine Tochter, das ist ein altes Buch, aber ein gutes Buch.

Das sind Lehren im Allgemeinen, nun wollen wir auf einzelne Beziehungen kommen. Aus meiner Pension hat sich schon manches Mädchen

verheirathet, denn, meine Schäfchen, ich sehe Sie Alle mit mütterlichen Augen an, und thue bei der Sache, was nur eine Mutter vermag. Mädchen, die im mannbaren Alter stehn, müssen freilich gesehn werden, sonst bleiben sie unbekannt, unbegehrt, zumal solche, die kein Vermögen haben, denn ein reiches Mädchen kömmt wohl par renommée zu einem Bräutigam. Nun, ich gehe mit Ihnen — auch in religiöser Absicht, wie sich das versteht — in die Kirche, führe Sie fleißig spazieren. Ins Theater führe ich Sie aber nicht, oder höchst selten, theils weil es für die Meisten von Ihnen zu kostspielig ist, und theils, weil es jungen Mädchen nur überspannte Begriffe vom Ehestand weckt. Ich habe zudem noch nicht erlebt, daß ein Mädchen im Theater zu einer Heirath gekommen wäre, denn da haben die jungen Männer nur Augen für die Schauspielerinnen. Aber ich habe mich dem Tanzkränzchen, und dem musikalischen Kränzchen angeschlossen, bin sogar, meiner Pflegebefohlnen willen, Mitstifterin dieser beiden Kränzchen gewesen, und was sollte ich denn nicht wissen, daß Tanz und Musik schon manche Heirath gestiftet haben. In dem einen ist Henriette an ihrer Stelle, in dem andern Julie. Nun Henriette,

Sie haben zeither durch Ihr Tanzen sehr gefallen, sind viel umflattert worden, man hat sich — gleichsam — um Sie gerissen, doch weiter kam es bisher zu nichts. Wir wollen von der Zukunft das Beßte hoffen, sollten Sie aber durch Ihren Tanz einen Bräutigam erzielen, einen angemessenen, so schreiben Sie auch zweierlei sich gleich hinters Ohr. Erstens, ein guter Tänzer ist darum noch kein guter Mann. Und zweitens hat man im Eheſtande andre Dinge zu thun, als zu tanzen. Sie handeln als Frau sogar klug, wenn Sie allem Tanz entsagen. Denn mit Ihrem Mann können Sie doch nicht allein tanzen, und er wird sich dazu auch selten drängen, tanzen Sie aber viel mit Anderen, macht es Ihren Mann eifersüchtig, und Sie haben eine böse Ehe. Nein, nein, der Tanz hat das Seinige dann gethan, und mag ruhen.

Die Musik, liebe Julie, ist dem Tanz ähnlich. Eine schöne Sonate, eine schmelzend vorgetragene Arie, brachten schon manches Mädchen unter die Haube, das läugne ich nicht. Aber wie steht es hernach damit, wie würde es auch um die häuslichen Verrichtungen, und späterhin um die Kinderzucht stehn, wenn die gnädige Frau sich immerfort mit Sonaten und Arien be-

schäftigen wollte? Ich versichere Sie auch, und wenn Sie wie Herr Moscheles spielten und wie Madame Catalani sängen, so käme doch bald eine Zeit, wo der Mann, wenn Sie an zu musiziren fingen, rufen würde: ich bitte dich, mein Kind, höre auf! Und als Frau noch öffentlich Bravos speisen zu wollen, rathe ich Ihnen gar nicht. Die Bravos haben ihre Schattenseite. Ertönen sie zu laut, gefallen sie dem Mann nicht, ertönen sie nicht laut genug, oder einer anderen Dilettantin lauter, haben Sie bittre Gefühle. Nach der Heirath also die Musik bei Seite, wenigstens alle Leidenschaft dafür. Sie, wie Henriette, müssen dann noch manches nachholen, was Sie versäumt haben. Sie wissen wohl, daß ich Sinn für Oekonomie, und Kenntnisse darin, meine, die Ihnen sehr nöthig sein werden, Sie müßten denn ungemein reiche Männer bekommen, was doch nicht wahrscheinlich ist.

Mit Ihnen, gute Bertha, steht manches anders, Sie werden Freier genug zählen, und ich wundre mich nur, daß noch keiner erschienen ist. Doch geben Sie Acht, es wird nicht ausbleiben, und die vielen tiefen Verbeugungen, die man Ihnen macht, wo wir uns zeigen, scheinen mir bei jungen Männern Hieroglyphen,

ſcheinen mir zu ſagen: die möcht' ich heirathen! Mit dem Lobe, das man Ihrer geiſtvollen Unterhaltung, Ihren poetiſchen Verſuchen ertheilt, iſt es eben ſo. Ich ſage Ihnen ganz aufrichtig, daß ich nicht glaube, die geiſtvolle Unterhaltung und die poetiſchen Verſuche würden Ihnen zu einem Mann helfen, wäre nicht ein anderer Magnet noch da, von dem ich aber auch die anziehende Kraft nicht bezweifle. Ich wundre mich, wie geſagt, daß ſie ſich nicht ſchon bewährt hat. Es fehlt aber den jungen Männern auch an Muth, ſie fürchten abſchlägliche Antworten. Von Ihnen wohl ſo leicht nicht, Sie würden mit dem Korbflechten ſo überſchnell nicht ſein, man glaubt aber, Ihre Mutter, Ihr Vormund, würden dem Hinderniſſe legen, der gegen Ihr Vermögen nichts rechtes auf die Waage zu legen hätte. Doch wird es kommen, geben Sie nur Acht. Ihre Lage hat übrigens ihr Vortheilhaftes, und auch ihr Gefährliches. Sie brauchen nicht eilig zuzugreifen, wie Manche leider muß, Sie können unter den Freiern auswählen, es abwarten, bis Einer da iſt, der Ihrem Geſchmack völlig entſpricht. Aber, mein gutes Kind, auf reiche Mädchen wird auch eine ſehr liſtige, oft ſehr betrügliche, Jagd gemacht. Es mengen ſich

leicht Unterhändler ein, die von der geſtifteten Heirath Gewinn ziehen wollen, und den Freier unterrichten, faſt möchte ich ſagen abrichten. Da hat manches reiche Mädchen ſchon Blei ſtatt Gold erlangt, der Bräutigam ſchien die Liebe, die Zärtlichkeit, die Gefälligkeit ſelbſt, und offenbarte nachher einen gehäßigen Charakter, er ſchien noch in den Zwanzigen zu ſein, und hatte ſeine vierzig auf dem Nacken, er ſchien wohlbeleibt und geſund, hatte ſich aber mit Watte ausgeſtopft, und Gicht und Krämpfe, er ſchien reich, und nach der Hochzeit liefen ſeine Gläubiger bald der Frau das Haus ein. Da gilt es alſo Prüfung, Vorſicht, den Rath von erfahrnen, menſchenkundigen Perſonen. Nun, Ihre Mutter, Ihr Vormund, werden freilich dabei Sorge tragen, auch ich werde mir es zur Pflicht machen, wenn Sie dann noch in meinem Hauſe ſind. Doch haben Sie auch ſelbſt noch die Augen offen, dringend empfehle ich das!

Dir Lieschen — möchte ich bei dieſer Gelegenheit auch gute Hoffnungen machen, nur kann ich es nicht. Du haſt beſonders nöthig, um innere Schönheit bemüht zu ſein, doch muß ich Dir auch nachrühmen, daß Du es einigermaaßen thuſt. Dein Herz iſt gut, Du biſt ſparſam,

fleißig, häuslich, löbliche Eigenschaften, werden Sie aber gesucht, nach Würden geschätzt? Sie gültig zu machen müßte Dein Verstand mehr ausgebildet sein, darin bist Du indeß jederzeit träg gewesen. Auch mit dem, was man guten Ton nennt, und was in der größeren Welt doch nöthig ist, wenn man es schon auf dem Dorfe entbehren kann, hast Du Dich nie vertraut gemacht, und doch schickte Dein seliger Vater darum Dich in meine Erziehungsanstalt. Wie die Dinge nun aber stehn, glaube ich, offen gesagt, nicht, daß Du einen Mann erhalten wirst. Nun, dann tröste Dich mit den Vortheilen des ledigen Standes, sieh fleißig böse Ehen, selbst die gewöhnlichen Ehen an, und Du wirst sie würdigen lernen. Mein Rath ist, Dich gelegentlich um eine Stelle als Ausgeberin auf dem Lande zu bemühn, die Armuth schreibt einmal harte Gesetze vor, und zu einem Gesellschaftsfräulein fehlt es Dir an Bildung. Als Ausgeberin stehst Du aber an Deinem Platz, wirst Dich schon darauf erhalten. Glänzen wirst Du da nicht, aber — und das ist viel — der Nahrungssorgen entübrigt sein. Für eine Henriette, eine Julie, wäre es nicht, schon weil sie zu viele Bedürfnisse ha-

ben, glücklicherweise aber sind die Deinigen beschränkt. —

Die Mädchen hatten sehr aufmerksam zugehört, Vieles aber von den langen Reden in ein Ohr herein und zum andern wieder hinaus gehn lassen. Jeder Theil meinte auch: Ich bedarf keinen Rath, werde selbst schon wissen, was ich zu thun habe.

Nur Elisabeth war empfindlich geworden, und ging brummend zur Thüre hinaus. Es ärgerte sie, daß Frau Kluge ihr so gradehin gesagt hatte, sie würde keinen Mann erhalten. Und welchem Mädchen dürfte auch eine ähnliche Weissagung nicht verdrießlich sein? Elisabeth brummte die Worte: Wer weiß, ob ich nicht eher einen kriege, als die Anderen!

Und — o launiges Schicksal! Im Hausflur stand Peter Schmidt. Es war ihm schon recht, Elisabeth hier zu finden. Er begrüßte sie freundlich.

Ach Peter, lächelte sie, doch einmal wieder da? Kommen Sie herein!

„Ne, Fröken Lieschen, wir wollen hier bleiben. Ich bin nicht gerne bei dem vornehmen Volk. Es ist so hochmüthig —"

Wie Sie wollen, Peter! Warum sind denn Ihre Knöpfe schwarz überzogen?

„Wissen Sie denn nicht, daß mein Vater vor sieben Monaten gestorben ist?"

Nein! Mein Beileid!

„Da bin ich noch in halber Trauer, wollte so lange nicht kommen, hätte wohl jetzt noch nicht kommen sollen. Ja, es war ein braver Mann, hat auch was erworben, Gott laß' ihn sanft ruhn. Aber stellen Sie sich einmal vor, noch vier Wochen vor seinem Ende hat er mir's Leder vollgeprügelt. Einem Kerl von fünfundzwanzig Jahren. Ha ha ha ha, aber ich sollte noch nicht lachen —"

Ei — warum denn?

„Ums Heirathen, Fröken Lieschen! Ich sollte eine aus der Stadt nehmen, sie hat auch Geld. Aber ich sagte: Wenn ich die angreife, bricht sie mir ja unter den Händen entzwei. Da wurde er böse und wer weiß, hätt' ich nicht am Ende sie heirathen müssen, wär er am Leben geblieben. Die Mutter läßt mir nun aber meinen Willen, und majorenn bin ich auch."

Ei, ei! Da haben Sie ja wohl geerbt.

„Gänsau ist mein, frank und frei. Was sagen Sie dazu, Fröken Lieschen?"

Und ich sage immer noch Peter. Mein Himmel, ein Gutsbesitzer! Nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Schmidt.

„Ne, Fröken Lieschen, wenn Sie nicht mehr Peter sagen wollen, bin ich böse, gehe weg. Aber doch nicht halb recht, daß ich nun Gänsau habe, Sie hätten es erben müssen."

Daran will ich nicht mehr denken. Und weil es ein Anderer hat haben sollen, ist mir's doch lieb, daß Sie es haben.

„Wahrhaftig? Schwerebrett! Aber Sie kennen es nicht mehr. Soll ich Ihnen nicht einen Wagen schicken, wollen Sie nicht heraus kommen? Sie werden sich über die neuen Anlagen freuen."

Das geht wohl nicht, Herr Schmidt, Peter wollt' ich sagen.

„Eine Wirthin nur fehlt noch, eine tüchtige, da sollte Alles noch ganz anders gehn. Aber ich muß Ihnen doch was erzählen. Ich habe was im Kopf — ich will mich adeln lassen —"

So? Warum denn, lieber Peter, warum denn das?

„Ich sehe wohl, daß ich zum Edelmann nicht recht passe — ich sehe nicht schmuck, nicht fein aus —"

Ei, mancher Edelmann auch nicht!

„Aber ich bin ein Kerl von 60,000 Thalern. —"

Wie viele Tauſend Edelleute haben ſie nicht!

„Erbe auch noch einmal von der Mutter, die der Himmel noch lange möge leben laſſen."

Es iſt auch eine brave Frau.

„Meinen Sie? Und Ihnen iſt ſie recht gut, Fröhlen Lieschen! Sie ſagt — ne, ich kanns doch nicht ſagen, was ſie ſagt. Ich bin auch ſchon bei Einem geweſen, der was vorſtellt, und der ſagt: wenn ich Tauſend Dukaten wollte ſpringen laſſen, könnte ſchon Rath werden, daß ich geadelt würde. Ich — mache mir nun gar nichts daraus, ob die Leute Herr von Schmidt zu mir ſagen, oder Herr Schmidt, daran iſt mir den Teufel gelegen. —"

Warum wollen Sie aber ſo viel Geld wegwerfen?

„Ja — das hat ſeinen Haken. Ich — will ſehn, daß ich eine Adliche heirathen kann. Sie iſt ſolche perfekte Wirthin, daß ſie das Geld, was der Adel gekoſtet hat, in zehn Jahren wieder einbringt."

Iſt ſie eine perfekte Wirthin, wird Sie Ih-

nen sagen, Sie sollen das Geld lieber auch behalten.

„Meinen Sie, Fröhlen Lieschen? Besser wär's auch. Aber da müßt ich's ihr vorher sagen. Und das getrau ich mir nicht. Sie wird grob."

Was wird sie denn grob werden, wenn Sie es gut meinen!

„Ne, ne, erst muß ich geadelt sein. Gleich und gleich gesellt sich gern, hat der Teufel zum Schornsteinfeger gesagt."

Sie sind ein Narr, Peter! Wie viele Edelleute heirathen bürgerliche Mädchen, und es heirathen auch schon manche adliche Mädchen bürgerliche Männer. Mit dem von, wenn man kein Geld hat, ist es ja nur eben so viel. Thun Sie nur den Mund ordentlich auf, im Grunde weiß ich auch schon, was Sie wollen.

„Aber ich könnte doch angeführt sein. Ich setze den Fall, ich hätte nun meine Tausend Dukaten hingegeben, wär' ein von, und hielt nun um die an, die ich meine, und sie sagte: einen neugebacknen Edelmann nehm' ich nicht, er muß vierundzwanzig Stück Ahnen haben. Ja, wo Schwereangst soll ich die herkriegen?"

Sie sind ein Esel, Peter, wenn Sie das

denken, und die, die Sie meinen, wär' eine recht dumme Pute, wenn sie das sagte.

„Ja — die Gänsau's sind wohl nicht so hochmüthig wie Andre, aber es könnte doch —"

Ha ha ha, nun hat ers 'raus gesagt, ha ha ha! Ich habe mir das lange vorgestellt, lieber Peter!

„Nun, wenn Sie's wissen, brauch ich's Ihnen nicht erst zu sagen. Und Sie kämen wieder hin, wo Sie von Gott und Rechtswegen hin gehören. Und die Mutter würde sich freun —"

Ha ha ha, wie hat unsre Madam gelogen, ha ha ha! Wir wollen so klug sein, und die Tausend Dukaten behalten, Peter! Aber hier, bei uns, thun Sie mir zu Gefallen und sagen Sie, daß Sie sich adeln lassen wollen. Es ist mir wohl gleich, ob die Mädchens ihre Nasen rümpfen, oder nicht, aber —

„Das kann ich wohl thun —"

Mein Jawort haben Sie. Nun kommen Sie herein, und halten Sie bei unsrer Madam um mich an. Sie vertritt doch Mutterstelle bei mir, mein Vormund bekümmert sich wenig um mich —

„Mit dem hab' ich schon gesprochen. Er

ſagt, wenn Sie's zufrieden wären, hätte er nichts dagegen."

Schon? Allerliebſter Peter! O wir wollen wohl vergnügt mit einander leben, ha ha ha! Sind wir doch als Kinder ſchon ſo vergnügt geweſen, an der Feldgränze da —

„Allerliebſtes Lieschen, ſo gieb mir auch ein Küßchen!"

Das ſollſt Du haben, ehrlicher Junge!

Wie das nun abgethan war, zog ſie ihn ins Zimmer und ſagte ächt mädchenhaft: Madam Kluge, ich habe auch immer geglaubt, daß ich niemals einen Mann kriegen würde, aber hier iſt der Herr Gutsbeſitzer Schmidt, der ſich adeln laſſen will, gekommen, der hat Ihnen etwas zu ſagen.

Peter bückte ſich erſt etwas plump und verlegen, dann hob er an:

Ja — liebe Madam — ich weiß nicht, wie man Sie ſonſt titulirt, ich brauche eine perfekte Wirthin, und das iſt Fröken Lieschen, eine von die feinen, die Einem in der Hand entzwei gehn, kann ich nicht brauchen, meine Mutter hat Ja geſagt, ſo werden Sie doch auch keine Weitläuftigkeiten machen, ich würde mich auch nicht allzuviel daran kehren —

Mein lieber Herr Schmidt, fiel die Angeredete ein, wie würd' ich Lieschen doch an ihrem Glück hindern —

Peter rief: Das wollt' ich auch wohl sagen, das ist räsonnabel, ist Frölen Lieschen, ne, nun sag' ich, meine Braut, hier noch was schuldig, werd' ich's bezahlen.

Elisabeth warf die Nase ein Zöllchen in die Höhe und warf hin: Mein Bräutigam ist ein Mann, der 60,000 Thaler kommandirt.

Frau Kluge verneigte sich mit einem spitz süßen Mund und bemerkte: 60,000 Thaler wären keine taube Nuß, gar keine taube Nuß. Peter hatte aber keine Lust, die Unterhaltung noch fortzusetzen, empfahl sich vielmehr kurzhin, winkte aber Elisabeth, ihm noch zu folgen. Das durfte nun wohl eine Braut, und die Leutchen hatten ja im Hausflur nun manches Nöthige abzureden.

Die übrigen Mädchen schwiegen, Frau Kluge sagte aber: Das hätt' ich nicht gedacht. Ich sehe wohl, Wetter muß man nicht prophezeien, und bei den Heirathen nehme sich Jeder auch in Acht.

Bertha nahm jetzt das Wort, aber nicht

hochfahrend: Einem Mädchen wie die Gänsau, verüble ich es nicht.

Henriette warf stolzer hin: Sie kann Solchen nehmen, eine Andre aber nicht.

In einem ähnlichen Ton ließ Julie sich vernehmen: Daß er nicht von Familie ist, sich erst adeln lassen muß, möchte noch hingehn, er ist aber ohne alle Bildung.

Das ist wahr, versetzte die Mentorin, Lieschen hat aber auch nicht um ein Haar mehr, und so passen sie zusammen.

Das wurde rechtschaffen belacht, am meisten jedoch von Henrietten und Julien, denn Bertha nahm eine gleichgültige Miene an. Im Innern dachte sie gleichwohl: es wäre doch seltsam, und vom Schicksal unbegreiflich ungerecht, daß eine Elisabeth schon einen Bräutigam hätte, und eine Bertha, eine Bertha noch nicht. Es ist einmal so, daß sich Reichgeborne für höhere Wesen halten.

Es war indeß ein Tag des Schicksals. Eben rollte ein Wagen daher. Bertha's Vormund, ein Geheimer-Rath, stieg aus, und trat zierlich grüßend ein. Nun äußerte er den Wunsch, Fräulein Schlauen allein zu sprechen, doch möch-

te

te die Erzieherin zugegen bleiben. Henriette und Julie empfingen einen Wink, sich zu entfernen.

Dann hob der Geheime-Rath an: Liebes Fräulein, Sie wissen, daß Ihr Wohl mir am Herzen liegt, wie einem Vater. Ich komme in Auftrag. Es wünscht Jemand sich um Ihre Hand bewerben zu dürfen. Ich soll vorläufig Ihre Meinung hören. Dann will er selbst kommen, und Sie fragen: ob Sie es erlauben, daß er sich an Ihre Frau Mutter wenden darf? Es ist ein Mann von Rang, ein Mann, der die allgemeine Achtung für sich hat. Mit einem Wort, der General, Baron Pfauenheim.

Daß Bertha gleich bei den ersten Worten erröthete, versteht sich von selbst, dann schlug sie lächelnd die Augen nieder und schwieg.

Der Geheime-Rath fuhr fort: Ich beschloß, Sie in solchen Fällen nie überreden zu wollen. Meine Pflicht erheischt aber auch Ihnen zu sagen, was zur Sache gehört. Sie würden Frau Generalin, nach einigen Jahren Excellenz. Sie kämen mit dem Hofe in Annäherung. Auch die vortheilhafte Außenseite des Mannes, die edle Anmuth in seinem Betragen, werden Sie zugestehn.

Bertha warf sich in die Brust, die ein we-

nig erhobnen Augen leuchteten. Allerdings hatte sie den General Pfauenheim öfter gesehn. Er hatte eine ansehnliche Leibesgestalt, seine Uniform war jederzeit äußerst elegant, auf der Brust schimmerten verschiedne Kreutze und Ordensbändchen. Sein Gesicht war männlich und besonders roth, wenn er von einer Mittagstafel kam, sein Haar bildlich gelockt und glänzend braun, zwar an der Perücke, doch hatte Bertha nicht unterschieden, ob es das eigne oder nicht sei, auch keinen Begriff von den röthenden Wirkungen eines Mittagmahls.

Sie lispelte nun mit einer Achtung ausdrückenden Verneigung: O ja, der Herr General haben ein Ansehn, das — heroisch zu nennen ist, und doch zugleich einnehmend und gefällig.

Jener fragte: Er hat also Ihren Beifall, Sie würden nichts einwenden?

Die Antwort hieß: Es — müßte denn sein, daß ich eigentlich wohl noch zu jung bin, um mich schon zu verheirathen.

„Das finde ich eben nicht. Man würde auch nicht zu sehr eilen. Eh' er an Ihre Frau Mutter geschrieben hätte, die jetzt in der Schweitz ist, eh' sie, was ohne Zweifel geschehn würde, zurück käme, um der Verbindung ihrer Tochter

beizuwohnen, entflöhen doch einige Monate. Was sagen Sie, Madame Kluge? Ist die Parthie nicht glänzend?"

Diese räusperte sich ein wenig, und antwortete dann mit dünner Stimme: Das Ehrenvolle der Parthie leuchtet ein, sollte ich meine Meinung indeß offen sagen, würde ich den Unterschied der Jahre doch nicht ganz unbemerkt lassen. Der Herr General scheinen ein Funfziger, ziemlich wenigstens.

„Bitte um Vergebung, erst im Anfang der Vierzig."

Und Fräulein Schlauen ist erst —

„Meine gute Madame Kluge, Alles kann nicht genau beisammen sein, wie man es wünscht, und in den höheren Ständen ist man genöthigt, der Ehre ein Opfer zu bringen. Ich sehe hier aber auch das Opfer nicht einmal. Sollte denn ein Mann, der sich im Kampf für das Vaterland mit Ruhm bedeckt hat, nicht liebenswürdig sein? Die altdeutschen Mädchen hatten den edlen Geschmack, Thaten zu lieben, und die Paladine zählten meistens auch vierzig Jahre, wenn sie nach langen Streit die Heimath wieder grüßten, und endlich die Minne sie krönte. Glauben Sie mir auch auf mein Wort, meine Gnädige, bei

unſern jungen flüchtigen Herren iſt auf dauernde Liebe wenig zu zählen, weit mehr bei einem Mann, wie der General Pfauenheim. Und in welche angenehme Beziehungen kämen Sie noch. Aber ich will Sie nicht überreden. Erklären Sie ſich mit aller Freiheit!"

Bertha entgegnete: Herr Geheimer-Rath — ich bin wirklich zu überraſcht, um ſchon einer Erklärung fähig zu ſein. Ich werde mir einige Bedenkfriſt ausbitten.

„Gut und billig! Nur muß ich noch bemerken, daß ein ſolcher Mann, der auch bei Hofe ſo viel gilt, faſt nicht abzuweiſen iſt. Es würde ihn zu ſchwer beleidigen. Ihre Frau Mutter würde auch heftig zürnen, darin kenn' ich ſie. Das Widerſtreben könnte am Ende auch vergeblich ſein. An Ihrer Stelle würde ich dem General ſagen laſſen, daß ich mich ſehr geſchmeichelt fühlte, die Ehre ſeines Beſuchs — aber ich will Sie nicht überreden. Nehmen Sie bis Morgen Bedenkzeit. Madame Kluge, ich erſuche Sie, das Fräulein auf das aufmerkſam zu machen, was hier ſchon der Anſtand gebietet."

Der Vormund empfahl ſich, und Bertha rief freudig: Ich muß ihn heirathen, kann nicht

widerſtreben! Sagen Sie ſelbſt, iſt es nicht eine glänzende, eine ſehr glänzende Verbindung?

Frau Kluge antwortete: ich will nicht zu= nicht abreden.

Jene hob wieder an: Und der General iſt ein Mann von Geiſt, hat eine auserleſene Bücherſammlung, ſieht oft Gelehrte bei ſich. Doch iſt das eine Nebenſache, ich werde aber bei Hofe eingeführt, bei Hofe!

„Will ich nicht zu= nicht abreden, ſage ich wenigſtens: nicht ſo mit dem Entſchluß geeilt. Wozu haben Sie denn Bedenkzeit genommen, meine Liebe?"

Eine Förmlichkeit. — Ich werde Excellenz, Excellenz!

„Nun — das iſt für's Ohr."

Zuweilen ritt Pfauenheim vorbei, zuweilen fuhr er. Ich habe oft die ſtattlichen Pferde, den ſchimmernden Wagen mit Verwunderung angeſehn. Allenthalben offenbart er einen ausgewählten Geſchmack. Und ich weiß nicht, hat er fünf Orden oder ſechſe.

„Das iſt für's Auge."

Ha ha ha! An einem Tage kommen zwei Heirathsanträge in ein Haus, in ein Zimmer. Doch welch ein Unterſchied dabei, ein denkwür=

diger Unterschied, Gegensatz. Dort nicht viel mehr wie ein Bauer —

„Ich sagte lieber Landmann, Gute!"

Nun Landmann, hier ein General!

Aber ein Landmann, der ziemlich reich ist."

Meinen Sie, Pfauenheim wäre ohne Vermögen? Wenigstens hat er bedeutende Einkünfte.

„Dabei könnte er, wenn die Bedürfnisse sie überstiegen, eigentlich arm sein. Und allerhand Glanz, hohes Spiel, gegebne Bälle und Gastmahle, Lustreisen — mir ist, als wenn ich hörte — aber ich will nicht abreden. Zuweilen ist einem vornehmen Mann ein reiches Mädchen eine Finanzoperation, das alte Defizit auszugleichen, einem neuen auszuweichen. Nun ich will ja nicht abreden."

Sie wollen aber eine Schattenseite aufsuchen und verkennen den Lichtstrahl. Kommen wir auf den schroffen Gegensatz zurück. Dort ein Plebejer, der erst den Adel nachsuchen will, um Geld, nicht um Verdienst, und deshalb auch nie die Achtung des Verdienstadels für sich gewinnen kann, hier ein alter Freiherr —

„Ein alter, ja ein alter —"

Dessen Vorfahren in den Kreuzzügen vielleicht schon die Stufe der Auszeichnung betre-

ten haben, der aber auch der spätе Abkömmling im neuen heiligen Krieg sich würdig bewies.

„Und doch kann ein Held in der Schlacht von la belle alliance rühmlich gefochten haben, ohne deshalb eine Ehe zur belle alliance zu machen. Es ist ein Unterschied zwischen Siegeskampf und — mein Himmel, ich will ja nicht abreden."

Liebe Kluge, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben wenig Aufschwung der Gesinnungen. Freilich hatten Sie auch eine Erziehung, die Sie mit einem Hochgefühl der Art nicht vertraut machen konnte.

„Nun ja! Mein Vater war ein Tuchmacher, mein verstorbner Mann ein Schullehrer. Ein Paar Dutzend adliche Mädchen hab' ich freilich erzogen, und wenigstens um ihr Beßtes redlich bemüht —"

Ich könnte den Gegensatz immer noch mehr auffinden. Dort Plumpheit, hier feine Kultur—

„Jene Plumpheit entstammt der Agrikultur, und das ist auch eine Kultur, eine sehr nöthige, nützliche. Sie röthet die Wangen —"

O den Krieger röthet die Feldluft auch.

„Mit solchem plumpen fünfundzwanzigjährigen Landmann leben, der nicht einmal von Gö-

the und Walther Scott reden kann, mag wohl sein Unangenehmes haben —"

Das seine Erwählte freilich nicht empfinden wird, ha ha ha! Sie weiß selbst nichts von Göthe und Walther Scott, ha ha ha!

„Sein Gutes hat es aber auch. Neben solchem plumpen derben Mann braucht die Gattin nie oder höchst selten nur die Rolle der Krankenpflegerin zu übernehmen. Freilich werden dem Herrn General in rheumatischen und asthmatischen Fällen die berühmtesten Aerzte zu Gebot stehn und er kann ferne Bäder besuchen, wenn so ein Herr Schmidt in der nächsten Stadt kaum einen guten Bader findet. Die künftige Excellenz ist auch zu vornehm, um mit hoher eignen Hand dem Herrn Gemahl spanische Fliegen zu legen."

Meine Gute — Sie deräsonniren zuweilen.

„Aha! Die künftige Excellenz geruhen schon, die Erzieherin ein Uebergewicht empfinden zu lassen."

Der General, Baron Pfauenheim, ist auch nicht mit Watte ausgestopft. Ei, sagt' ich da nicht etwas sehr Unzartes? Doch haben Sie es veranlaßt.

„Manche Vornehme sind auch mit Pasteten,

Austern, Fasanen, Maccaroni ausgestopft. Das giebt aber nicht derbe, sondern etwas schwammichte Muskeln. So färben auch Hochheimer und Champagner die Wangen — sehn Sie, Fräulein, ich bin von geringem Herkommen, doch bei dem Erziehn adlicher Töchter kam ich in manche Beziehung mit ihren Verwandten, konnte beobachten und beobachtete gern, um gelegentlich meinen Schäfchen Winke ertheilen zu können. Aber ich will nicht abreden, wollte der Herr Geheime-Rath doch nicht überreden, ha ha ha! Vor mehreren Jahren wurde bei mir eine Heirath gestiftet, auch mit einem reichen Mädchen, und man sagte späterhin, der Vormund hätte Tausend Thaler als sogenannten Kuppelpelz empfangen. Der Himmel bewahre mich, etwas Aehnliches bei dem Herrn Geheimen-Rath vorauszusetzen. Aber ich will nicht abreden, der Herr General könnten es erfahren, es könnte mir schaden, meine Erziehungsanstalt litt ohnehin in den letzten Zeiten. Zureden will ich aber auch nicht, denn in dem Fall, daß Sie neben einem Mann, der wohl mehr als dreißig Jahre älter ist, sich unglücklich nennen sollten, könnten Sie Ach und Weh über mich rufen."

Als ob ich nicht verstände, daß Sie eigentlich laut genug abreden.

„So wenig der Herr Vormund nicht überredete, so wenig rede ich ab.“

Das Letzte würde auch so vergeblich sein, als mein Widerstreben. Die Achtung, welche man dem General Pfauenheim schuldig ist, der zu fürchtende Zorn meiner Mutter — über dies Alles sprach sich ja der Vormund aus.

„Hm — es stände wohl noch dahin, ob richtig.“

Kurz, ich heirathe den General. Schon damit ich einem so beengenden Verhältniß, wie mein jetziges, entfliehe.

„Sie müssen gleichwohl abwarten, ob die Frau Mutter einverstanden sein wird, ob der Herr Vormund da nicht geirrt hat? Zwar — glaube ich freilich, daß, wenn Sie wollen, und der Herr Geheime-Rath empfielt, das mütterliche Jawort nicht ausbleiben dürfte.“

Nun so will ich wollen, und er mag empfehlen. —

Bertha hatte also nun auch einen Bräutigam. Was sollten Julie und Henriette nicht die eben gepflognen Unterhaltungen belauscht haben.

Sie gingen in den Garten, und beſprachen ſich darüber.

Henriette fing an: Ja, wenn man doch reich iſt. Da kömmt nun ein vornehmer General —

Julie fiel ein: Sie werden ihn doch ihr nicht beneiden?

„Ach — Sie hätten ihn auch genommen, Julie, und ich nicht weniger. Wozu ſollten wir das läugnen.“

Nein, nein! Ich hätte ihm einen Korb geflochten.

„Ich nicht! Aber ich würde mir dabei geſagt haben, ich wiche allein der Nothwendigkeit —“

„Eine Nothwendigkeit hätte ich da nicht geſehn.“

Oder einem verſtändigen Erwägen, daß es dahin ſtehe, ob mir auch ein Heirathsantrag dargeboten werden dürfte, der allenthalben meinen Neigungen entſpräche, daß bei dem gegenwärtigen eine lebenslängliche Verſorgung in Betracht käme, das Ehrenvolle dabei —

„Das Ehrenvolle ſeh' ich auch nicht. Warum ſollte es ein Mädchen denn ehren, des lieben Brots, und noch der Eitelkeit willen, eine Verbindung einzugehn, die allem natürlichen

Verhältniß doch widerspricht? Wollte ich an eine Militärperson mich verheirathen —"

Leider können wir uns ja nicht verheirathen wollen. Die gewöhnliche Ordnung der Dinge behandelt uns Mädchen ungerecht genug.

„Ich nehme es nur so an. Zu einer Lieutenantsgattin würde ich dann mich geeignet halten, nicht zu einer Generalin. Und wäre der Lieutenant — wie ich das aber auch ernst vorausseßte — ein angenehmer, zartfühlender, sinniger Mann, genug, meiner Liebe werth, dann lebte ich an seiner Seite auch gern beschränkt, trüge wohl getrost einmal Kummer und Mangel, weil Liebe und Eintracht mich entschädigen müßten. Wollte es das Geschick, könnte ich an meines Mannes Seite auch einmal Generalin werden. Ein so armes Gefühl, wie die Eitelkeit, möchte immer dann erst Nahrung finden, wenn ich für reichere keinen Sinn mehr hätte."

Das läßt sich freilich Alles wohl hören — doch ist der General weder zu Ihnen noch zu mir gekommen —

„Er ist eigentlich auch nicht zu Bertha gekommen, vielmehr zu Berthas Geld. Ein Grund mehr, aus dem sie den Antrag hätte ablehnen sollen."

Der Meinung bin ich auch! Reich hätte ich den General abgelehnt, doch in meiner jetzigen Lage nicht.

„Die Glückliche hätte warten können, bis sich ein Mann, ihrem Alter, ihren Neigungen angemessen, dargestellt haben würde, und sie that es nicht. Da sieht man wohl, Geld macht nicht immer glücklich, thöricht aber oft."

Nun, daß Bertha früher als eine von uns Beiden zu einem Heirathsantrag kam, darf uns nicht befremden, aber Elisabeth — die Jener selbst noch voranging —

„Freilich! So ein ächtes sogenanntes Putenfräulein."

Nach dem Tanzkränzchen wollte sie lange schon nicht mehr. Sie hatte die so demüthigende Erfahrung gemacht, daß Niemand sie aufforderte, und sie nur die Zuschauerin des allgemeinen Vergnügens blieb. Und nun fordert doch Jemand sie zum Tanz durchs Leben auf.

„Vom Musikkränzchen blieb sie auch seit einiger Zeit, und that wohl daran. Sie hatte dort immer so viel Langeweile gezeigt, oft bei den rührendsten Tonstücken gegähnt, war einmal bei einer Arie von Cherubini eingeschlafen, hatte sogar etwas laut dabei geschnarcht, ha ha ha!

Die Folge war, daß man allerlei Gespött mit ihr trieb, was sie aber aus Einfalt lange nicht merkte. Endlich begegnete uns ein junger luftiger Referendarius, und fragte sie: gehn Sie ins Musikkränzchen, meine Gnädige? Aufzuwarten, sagte das Gänschen von Gänsau, und der Referendarius empfahl sich mit den Worten: So hab ich die Ehre eine angenehme Ruh zu wünschen! Ha ha ha ha! Das nahm sie doch übel, und ging nicht mehr dahin, wo man den Tönen huldigt."

Sie wird das Landvölkchen nun beim Erntefest tanzen sehn. Ich glaube, dann ist jedem Bauerknecht erlaubt, die gnädige Frau auch einmal aufzufordern. Patriarchensitte, ha ha ha!

„Sie wird das Hirtenhorn, das in unsern Tagen eben nicht arkadische, oft hören."

Den jungen Herren, die in Holzpantoffeln erscheinen, kann sie befehlen lassen, sie zum Tanz aufzufordern. Bei den jungen Herren in der Stadt geht das aber nicht, da haben nur Prinzessinnen ein solches Vorrecht.

„Das Hirtenhorn wird sie nicht einschläfern, wie Cherubinis Melodien, vielmehr sie wecken mit dem jungen Tag, wenn das liebe Vieh hinaus auf die grüne Weide soll."

Wird der Kuhreigen nicht auch getanzt? Man sollte es nach der Benennung glauben. So kann sie mit einem Damöt oder Aminth ihn vollziehn.

„Der hiesige Kuhreigen ist nur so unschweizerisch, wie unsre Sandebnen — doch pfui, wenn uns Jemand behorchte! Müßte er nicht urtheilen, wir machten einem neidischen Gefühl Luft?"

Ich würde mich verachten, wenn ich mich auf einer so gehäßigen, niedrigen Empfindung ertappte, wie es der Neid ist. Man spricht ja wohl über Tagesbegebenheiten, und mengt sich eine lustige Bemerkung ein, konnte sie auch in einem harmlosen Gemüth entstehn. Was gäbe es hier auch zu beneiden? Etwa des Bräutigams Geld? Wird es sie auf ihrem Dörflein erfreuen? Vermuthlich ist der Bräutigam auch ein Geitzhals, wird lieber in Kisten häufen, als seiner Gattin Vergnügungen bereiten. Sein unbildliches Auftreten, sein unholdes Gesicht lassen solchen Sinn vermuthen.

„Hm — es leuchtet doch eine gewisse natürliche Freundlichkeit daraus hervor. Und der ist mehr zu vertrauen, als jener angenommenen, mit feiner Kunst ausgebildeten, die wir häufig sehn."

Der Schmidt muß im Umgang unerträglich sein. Schon die ganze Haltung, von der alle Anmuth so ausgeschlossen ist, wäre mir höchst zuwider.

„Sie wollen Allenthalben einen Tänzeranstand, gute Henriette, ha ha ha!"

Und über die unholde Außenseite noch das Leere, Stumpfsinnige in der Unterhaltung eines Menschen ohne alle gesellige Formen, ohne allen wissenschaftlichen Unterricht —

„Elisabeth ist glücklich, daß sie nicht mit unsern Augen sieht, und daß es sie zufrieden stellt, wenn der Bräutigam nicht in der Feldbauwissenschaft unbelehrt blieb. Und so scheint es doch. Seit ich höre, daß Elisabeth ihr Glück machen wird — daß es für sie eins ist, leidet keinen Zweifel — fange ich an zu glauben: es könne gut sein, wenn man sich um gewisse Kenntnisse bemüht, und irgend ein Talent ausbildet, und wieder auch gut, wenn man gewisse Kenntnisse und Talente gar nicht besitzt. Nach Umständen und Geschick. Hätte sich Elisabeth verfeinert, dann würde sie an ihres künftigen Mannes Seite sich schlimm befunden haben, jetzt nicht. Freilich wäre der Schmidt dann ihr wohl fern geblieben, die erworbne Verfeinerung hätte

ihn

ihn abgeschreckt. Ach, leider mag es viel geben, das uns unbekannt an uns bleibt, und rechtschaffne Männer von einer Annäherung abhalten kann."

Julie — dieser Peter Schmidt macht Sie beredter, wie man hätte glauben sollen. Beinahe vermuthe ich nun, Sie würden ihm keinen Korb geflochten haben.

„Nein! Ich gesteh es ganz offen."

Und der General Pfauenheim hätte doch mit einem von dannen gehn sollen?

„Hatten meine Gründe nichts einleuchtendes für Sie?"

Als ob ich Jugend und Alter in ihren so verschiednen Wirkungen auf das Mädchenherz nicht begreifen müßte. Ein General von dem Alter eines Lieutenants, oder ein Lieutenant mit den Einkünften eines Generals, so wär es freilich am besten, ha ha ha! Wo läge Alles jedoch beisammen, und welche Mädchen, zumal unvermögende, müßten bei einer Heirath nicht darauf angeschickt sein, manchen Zug in dem Gemälde, das ihre Wünsche vom künftigen Gatten entworfen haben, wegzutilgen?

„Darüber einigten wir uns schon. Und eben nach diesem Grundsatz würde ich an Schmidt

den jungen, wohlhabenden, allem Anschein nach unverdorbnen und redlichen Mann in Betracht ziehn."

Ha ha ha! Und wenn Sie ihm eine Sonate von Beethoven vortrügen, eine Arie aus Spontinis Olympia?

„Die würd' ich ihm nicht vortragen, die Musik einsamen Stunden aufbewahren. Vielleicht machte ich einen Versuch, meinem Gatten einigen Sinn dafür zu wecken, und sonst auch einiges Rauhe an seinen Formen abzuglätten."

Ihm würde nichts gefallen, wie das berühmte: Gestern Abend war Vetter Michel da, ha ha ha!

„Mit welchen überflüßigen Anmerkungen Sie doch auftreten. Sie scheinen für den General lebhaft eingenommen, im tiefsten Gemüth zu beseufzen, daß er Ihnen seine Hand nicht angeboten hat. Wär's aber geschehn, was hätten Sie mit dem alten Herrn denn tanzen wollen? Einen Hopser? Einen Cotillon?"

O da haben Sie fehlgeschossen, meine Gute! Auf dem Ball, den meines Vaters Regimentscommandeur gab, tanzte ich mit dem General. Wohl nur eine Polonaise, aber ich muß den edlen, gefälligen Anstand, den militärisch gefälli-

gen, womit er tanzte, loben. O ein Anstand, eine imponirende Repräsentation!

„Ich wüßte doch nicht, was mir 'als Frau solche imponirende Repräsentation viel nützen könnte!"

Denk ich mir einen Schmidt dagegen, ha ha ha, mit seinem plumpen Gang, die Achseln hoch, die Knie gebogen, ha ha ha ha!

„Diesen Gang könnten ihm liebevolle Erinnerungen vielleicht abgewöhnen. Und wenn es sogar mißlänge, wäre denn so viel daran gelegen? An dem stillen ländlichen Aufenthalt —"

Nein, in solchem öden, unreinlichen Dorf möcht ich nicht wohnen.

„Sie lieben Gewühl, dazu gehört auch das Walzen, Sie lieben Geräusch, darum ist Ihnen auch keine Musik angenehmer, als wenn ein Regiment mit seinem Janitscharenorchester vorbeizieht. Es ist eine Art Wahlverwandtschaft zum Militär, ha ha ha! Ihr Vater ist ja Offizier."

Woher stammt denn Ihre Wahlverwandtschaft zum Landleben, die man in Ihrem melodienreichen Gemüth kaum suchen würde? Aha, Ihr Vater ist Präsident. Unter seinem Collegium steht das platte Land der Provinz, das platte, ha ha ha!

„Mein Fräulein, ich bitte, sich keine Anzüglichkeiten zu gestatten.“

O mein Fräulein, nur nicht so aufgewallt! Allerdings hege ich einen mehr emporstrebenden Sinn, als Sie und Elisabeth. Einen neuen Edelmann nähm ich unter keiner Bedingung, ich bin eine Löwenfeld, aus uralten Geschlecht.

„Die Bärenthal sind auch kein junges. Und in jedem mußte der Stammvater einst neu sein. Die Schlauensche Familie ist nagelneu, Berthas Vater zuerst geadelt, seines Geldes willen. Und da kömmt doch ein Baron, der seine Ahnentafel aus den Kreuzzügen herleiten will, und bietet ihr seine, obenein den Commandostab führende, Hand. So könnt' ichs auch wohl auf mein Gewissen nehmen, einen neuen Edelmann zu heirathen.“

Der Schmidt ist aber nicht einmal zu Ihnen gekommen, meine Gute!

„Zu Ihnen auch der General nicht, meine Vortreffliche!

Jetzt lief Eine zu dieser Thüre hinaus, und die Andere zu jener, von Zorn sah man alle vier scheidende Wangen geröthet. Recht um Kai-

fers Bart hatten die guten Kinder gestritten. Sie hatten manchen verständigen Einfall geäußert, und manchen auch, der es nicht ganz sein mochte, nun, waren sie doch jung, es ließ nicht mehr sich verlangen. Sie hatten manchen gutmüthigen Zug offenbart, die Mädchenhaftigkeit aber auch nicht verhehlt, und Mädchen waren sie doch auch, ob sie schon gerne bald aufgehört hätten, es zu sein. Eine Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen gaben sie bei ihrem Streit wie gewöhnlich kund.

Ergrimmt hatten sich die beiden Mädchen getrennt, doch nicht allein des eben vollzognen Streites willen. Sie hatten sich moralisch aufgefordert, nicht etwa Neid zu empfinden, gleichgültig konnte es ihnen aber doch nicht bleiben, daß die Gespielinnen nun Bräutigame hatten, und sie noch nicht.

Jede aber dachte auch im Stillen: Das ist einmal geschehn und nicht zu ändern, nun kömmt es nur darauf an, ob ich früher an die Reihe kommen werde, oder Julie? (Henriette.) Ob meine Schönheit zuerst siegen wird, oder Juliens, (Henriettens,) die sich über die Mittelmäßigkeit doch nicht erhebt? Ob Tanz oder Musik (Musik oder Tanz) dabei den Ausschlag geben wird?

Und nun wurden Aufflüge ins Traumgebiet unternommen, wie der Mensch es gewöhnlich thut, wenn ihn das wachende Leben ärgerte, und auch sonst wohl. Im erwähnten Gebiet sah nun jedes der Mädchen einen Freier, einen nahen, sonst hätten sie ihn nicht so genau beobachten können, 1) jung, 2) schön, 3) reich, 4) von altem Adel und sonst auch nicht ohne Rang und Auszeichnung, 5) vor Allem aber liebend, so liebend, wie es der General offenbarlich nicht mehr zu sein vermochte, und Peter Schmidt es wenigstens nicht kund zu geben verstand. Bis dahin waren die Gemälde sich auf ein Haar ähnlich. Nun folgten Abweichungen, doch nicht von großem Belang. Henriette sah den ihrigen in einer Offizierkleidung, etwas, wofür sie nun einmal eingenommen blieb. Julie war auch keine Feindin von Uniformen, wie es die Mädchen überhaupt nicht sind, doch zog sie ihrem Freier eine landschaftliche an, wie viele Gütereigenthümer in der Provinz sie trugen. Henriette ließ ihn auf der Straße mit edlem Anstand und ritterlich gespornt, einhergehn — auch wohl reiten — auf dem Ball aber in den leichtesten Schuhen mit der leichtesten Anmuth tanzen. Julie setzte ihn draußen in einen niedlichen Halb-

wagen, im Zimmer aber mußte er Tenor ſingen — es konnte auch Bariton ſein — und ein zum Pianoforte paſſendes Inſtrument ſpielen, Flöte — allenfalls auch Geige. Man mußte es einer ungewöhnlich erhitzten Einbildungskraft zuſchreiben, daß Jede ihren Liebhaber ſo leibhaftig daſtehn ſah, daß ſie mit Händen nach ihm hätte greifen mögen, wenn das einem ſittſamen Mädchen nur geziemt hätte.

Sie mußten gleichwohl aus ihrer Traumwelt zurück, denn Frau Kluge rief draußen: Meine Schääfchen, wollen Sie ſich denn nicht anziehn? Es wird gleich Fünfe ſchlagen. Gleich, riefen Beide zugleich, aus verſchiednen Thüren.

Es war Tanzkränzchen dieſen Abend.

Davon wäre Henriette ſicher nicht wegen eines kalten Fiebers weggeblieben, es hätte ein hitziges müſſen geweſen ſein. Julie mußte auch jedesmal, nach innerm Antrieb ſchon, dahin, wenn ihr auch nur eine untergeordnete Rolle dort zufiel. Es war eine Verſammlung, zu deren Beſtandtheilen holde Jünglinge, und auch Männer gehörten, die noch gern ſich als Jünglinge darzuſtellen ſuchten, und deshalb mehr als die wirklichen auf Haltung und Unterhaltung eingeübt waren. Zwiſchen beiden Klaſſen iſt ein für die

Mädchen hoch wichtiger Unterschied. Die jüngsten, ächten Jünglinge pflegen sich wohl nach dem neusten Geschmack zu kleiden, aber es hängt ihnen zuweilen mehr am Leibe wie es sitzt, auch haben sie es zuweilen noch nicht weg, was ihren Eigenheiten am vortheilhaftesten steht. Ihr Auftreten pflegt entweder noch etwas an den Tanzmeister zu erinnern, ist noch nicht schulterfrei gemacht, oder sie vernachläßigen auch wohl die empfangnen guten Lehren, und können die Zeichen und Stempel der sogenannten Flegeljahre noch nicht entfernen. Wenn sie tanzen, ist der weibliche Gegenstand nicht immer wohl daran. Da ist Einer geziert, geschnirkelt, daß es Aufsehn, lächelndes Betrachten durch Brillen erregt, und welcher Tänzerin könnte so was lieb sein? Einen Andern, den blöde Verwirrung, oder Unkunde auszeichnet, muß sie mit Winken versehn, ihn schieben, wohin er soll. Wieder Einer tanzt zwar löblich, reißt aber aus flüchtigem Ungestüm, aus wild gewordner Fröhlichkeit, seine Gesellin herum, daß sie in eine Ecke sich geschleudert zu sehn fürchtet. Mit den Gesprächen ist es öfter auch nur so so. Der Eine sagt Gescheutes, doch nach Art und Weise der noch ihm anhängenden Schulklasse, abscheulich trocken

für ein Frauenzimmer, ein Anderer sagt hoch Wichtiges, aber im Universitätskathedersiyl, dunkel, ernst, unerträglich. Noch Andre verschonen zwar das Mädchenohr mit allem Bedeutenden, lassen sie es sich jedoch merken, es so billig zu finden, ist es für ein Mädchen, das gebildet sein will, beleidigend, wissen sie hingegen nur Unbedeutendes zu sagen, kann es solchem Mädchen auch nicht sonderlich gefallen. Solche spaßen dafür oft, und Spaß hören die Mädchen oft lieber als Vernünftiges, wenn er jedoch allzu fade ist, ermüdet er auch bald, und sollte er in dem Maas Freiheit athmen, daß er den Wangen der Unschuld Erröthen abnöthigte, kann man ihn doch nicht anhören, denn wir leben in frommen Zeiten. Und so was kann sich mit Jünglingen ereignen, die eben von der Hochschule zurückgekehrt sind, oder mit solchen, die vor einiger Zeit erst das Lieutenantsgewand angelegt haben. Dies Alles sind Regeln, die Ausnahmen zählen, gleichwohl nicht häufige. Anders ist es mit jungen Männern, so an der Stufe des volljährigen Alters, bis zum dreißigsten Jahr, allenfalls noch ein wenig darüber hinaus. Die haben denn bereits viel weg, vorzüglich die rechte Unterhaltung des gebildeten Frauenzimmers in unsern

Tagen. Diese muß geistvoll und scherzhaft sein, darin besteht die ganze Anleitung. Freilich kann sichs ereignen, ereignet sich auch meistens, daß trotz allen Mängeln an den Jünglingen die Mädchenherzen doch mehr zu ihnen als zu den noch Erwähnten hingezogen sind, der Verstand bemüht sich aber, die Herzen zu korrigiren, wenn es ihm auch schwer, und nicht allezeit, gelingt. Denn solche Jünglinge pflegen meistens auf der Treppe zu einträglichen Bedienungen kaum auf den untersten Stufen zu stehn, und haben sie Glücksgüter, die ein Amt ihnen entbehrlich machen, so stehn in der Regel Eltern, Vormünder, oft auch der eigne Flattersinn, dem Mädchenhoffen auf ein Eheband im Wege. Doch ein Anderes mit Leutchen, die schon Assessoren, Räthe, Hauptmänner, so was, sind, über ihre Hand schalten können, wohl gar eben nach einer Frau auszusehn scheinen.

Man hat es gnügend erörtern wollen, damit einleuchte, warum auch Julie nicht vom Tanzkränzchen geblieben wäre, eine Lungenentzündung, oder etwas Aehnliches, hätte sie denn befallen müssen. Und mußte sie dort mit einer Nebenpartie sich begnügen, erwartete sie dagegen im Musikkränzchen eine Primadonnenrolle.

Das eben genannte besuchte aber auch Henriette. Warum, leuchtet ein.

Bertha, die sonst auch nach beiden Kränzchen sich verfügte, wollte Heute daheim bleiben, um einen großen Brief an ihre Mutter zu schreiben. Wovon er handeln sollte, ahnt sich wohl.

Elisabeth würde ohnehin nicht mitgegangen sein, Heute beschäftigten sie aber noch ganz andere Gedanken und Verrichtungen. Herr Peter Schmidt hatte ihr draußen ein Sümmchen in Goldstücken — funfzig Thaler rund — in die Hand gleiten lassen, um sich dafür, wie er sagte, ein Brautkleid, und was sie sonst möchte, zu kaufen. Die Braut des Herzogs von Bedford mochte zu einem ähnlichen Zweck mehr empfangen, für Elisabeth war jedoch eine hohe Summe, was sie eben erhielt. Das Ueberzählen, und ihm folgende Ueberlegen, endeten Heute gar nicht. Der Bräutigam war dabei nicht stehn geblieben. In seiner Freude, daß sich Alles bei Lieschen so schnell gemacht hatte, war er in einen Laden geeilt, wo man Leinwand, und in einen andern, wo man baumwollen Garn zu verkaufen hatte. Bald kam er zurück, begleitet von seinem Knecht, der einen guten Vorrath an beiderseitigen, eben eingehandelten, Waaren trug. Elisabeth ward

abermal hinausgerufen — draußen konnte Herr Schmidt am unbefangensten reden, und aus der Zugluft machten sich beide Theile nichts — und überkam die neue Liebesgabe. Frölen Lieschen, sagte der Bräutigam, möchte sich Hemden davon machen und Strümpfe knütten. Julie und Henriette würden etwas sehr Unzartes, wenn nicht im Linnen und der Baumwolle, doch im Zusatz gefunden haben, die jetzige Empfängerin aber keineswegs. Sie nahm vielmehr gleich Elle, Scheere und ein Werkzeug zum Aufwickeln zur Hand.

Jene putzten sich währenddem bestens und folgten dann ihrer Erzieherin, man weiß wohin. Die Versammlung im wohlerleuchteten Saal war ansehnlich. Mehrere Familien und junge ledige Männer bildeten den Verein, die Statuten ließen aber auch zu, daß jedes Mitglied eine fremde Person, oder ein Nichtmitglied, für den Abend zum Ehrenmitglied erhoben, einführen konnte. Heute ersah man deren manche, unter andern einen, unsern Mädchen bis dahin unbekannten, Offizier. Alle junge Augen richteten sich auf ihn, und es ließ sich ihnen nicht verübeln. Der Offizier schien ein Mann gegen dreißig Jahr, hatte aber die Lebhaftigkeit eines achtzehnjährigen.

Seine Gestalt war lang, voll, derb, und ward mit einer leichten Anmuth getragen. Das röthliche, muntre, freundliche Gesicht zierte ein dunkelbrauner Wallensteinsbart. Die hellblauen, scharfblickenden Augen warfen sich mit einer so kühnen Freiheit umher, daß sie weibliche gleich bewogen, sich an den Boden zu heften. Die Uniform schien mit diesem Offizier auf die Welt gekommen und aufgewachsen zu sein, so glatt lag sie an, so genau paßte sie zu den umschmiegten Formen. Uebrigens blendete er Männer durch verschiedne Ordenskreutze, Mädchen aber noch durch Juwelenschimmer, den Herold des Reichthums. Denn ein Solitär strahlte vom Zeigefinger seiner rechten Hand, und an der Brust oben ließ sich ein Pfeil sehn, aus Diamanten vom ersten Wasser zusammen gestellt. So ein Pfeil zwingt ja die Mädchen, an einen Liebespfeil zu denken.

Es hätte aber auch mit unrechten Dingen zugehn müssen, wenn nicht alle Mädchen hier bald sollten gewußt haben, wer dieser glänzende Unbekannte sei. Es war ein Graf von Leeren, Dragonerhauptmann von einem auswärtigen Regiment, doch zeither das Letzte nur, denn er hatte um seine Entlaßung gebeten, erwartete sie je-

den Tag, und wollte fortan auf dem Lande leben.

O der wichtigen Nachrichten für alle Mädchen hier! Ein Graf — beiläufig, wie schön klingt Frau Gräfin. Doch ein Graf, der seinem Dienstverhältniß entsagen, und auf dem Lande hausen wollte, mußte Güter besitzen. Vermuthlich sehr ansehnliche, denn in der Regel haben die Grafen solche, obschon jede Regel ihre Ausnahmen zählt. Aber auch die Juwelen und das ganze à plomb des Mannes deuteten dahin.

Unsre Mädchen wußten noch — hauptsächlich — daß er unvermählt sei. Nun gewann auch sein, außerdem etwas tadelnswürdiges, musterndes Umherschaun, ein anderes, Entschuldigung verdienendes, Ansehn. Wer aufs Land ziehn will, dem ist eine Frau ja ungemein nöthig, auch noch von Rücksicht auf den weiter zu pflanzenden Stammbaum, und anderen, abgesehn. Vielleicht war der Graf in diese namhafte Stadt gekommen, um nach einer Lebensgefährtin auszusehn, sind doch in namhaften Städten die Lebensgefährtinnen vorzüglich zu haben. Vielleicht hatte er sich in das Tanzkränzchen einführen lassen, weil man ihm gesagt, es

wäre so ein Blumengärtlein, wo sich etwas Schönes pflücken ließe.

Vor der Hand ging der Graf im Saal umher, sprach bald mit Diesem, bald mit Jenem, angenehm, verbindlich, wie es schien. Man bot ihm eine Karte an, zu einer Parthie Whist, mit den vornehmsten älteren Personen der Gesellschaft. Er lehnte sie nicht ab, äußerte aber auch, daß er Lust hätte, ein wenig zu tanzen. Man veranstaltete, daß ein Anderer einstweilen sein Spiel übernahm.

Der Tanz sollte anheben. Verstohlen doch gespannt sahen die Mädchen auf den Grafen. „Welche von uns wird zuerst sich erkies't sehn," frugen ihre Augen. O die glückliche Henriette! Hatte ihm irgend eine fremde Stimme gesagt, das ist die beste Tänzerin, oder hatte sein geübter Kennerblick es schon der ganzen Haltung des Mädchens abgesehn? Genug, ihr ward die Auszeichnung, daß sie der Graf um den ersten Tanz bat. O die unglückliche Henriette! Sie war schon versagt, auf alle. Diese Ehre hatte sie meistens bald nach dem Eintritt in die Versammlung. Heute beklagte sie es ängstlich, machte aber auch eine Nothlüge. Zum vierten bin ich frei, hieß sie. Der Graf beklagte auch,

fragte aber, ob er bei der Vacanz die Ehre haben könne? Henriette versicherte schnell: die Ehre würde auf ihrer Seite sein.

Den vierten hatte sie einem weitläuftigen Vetter, und eben nicht leidenschaftlichen Tänzer zugesagt. Sie hoffte von dem sich loszumachen, wenn sie ihm vorstellte, der Fremde könne sich beleidigt halten, wenn sie auf keine Weise seinem Wunsch gnügte. Auch eilte sie gleich mit ihrer Vorstellung zum Vetter. Ein etwas verdrießliches Gesicht zeigte er, gab indeß nach.

O die glückliche Henriette! Graf Leeren sprach weiter kein Mädchen an, sondern begab sich zum Spieltisch. Sie machte ihre drei Tänze Heute ziemlich nachläßig ab, doch beim vierten, wo der Graf augenblicklich da war, hätte man sie sehn sollen. Doch war auch der Graf ein Tänzer, wie man ihn nicht alle Tage sieht. Und wie bezaubert schien er von Henrietten! Dann fühlt man erst ein Talent recht, wenn man Jemanden vor sich hat, der seinen Werth zu achten versteht.

Nach dem Tanz begleitete er sie zu ihrem Stuhl, nahm bei ihr Platz. Er sagte ihr manchen Lobspruch, ihren Tanz betreffend, doch nicht fade schmeichelnd, sinnig vielmehr, und der Geweih-

weihte sprach zur Geweihten. Von Paris, wo er gewesen, sprach der Graf auch, und von den gesellschaftlichen Tänzen dort. In einer Aufwallung gleichsam fragte er: ob Henriette erlaube, ihr einen neuen Tanzalmanach aus Paris mitzutheilen? Sie hätte nicht gewußt, wie sie es anfangen solle, den Almanach abzulehnen.

Ein Zufall wollte, daß sich der Tänzer, mit dem sie nun versagt war, einer Unpäßlichkeit willen, am heutigen Abend nicht einfand, um desto mehr konnte die Unterhaltung mit dem Grafen sich ausdehnen. Er blieb von der Whistpartie, um sie fortzusetzen. Wie schmeichelhaft für Henrietten! Sie meinte auch in jedem Augenblick mehr, so anziehend wäre sie nie unterhalten worden, dies sei eine unübertreffliche, ein Ideal von Unterhaltung. Denn mannichfache Kenntnisse, genaue Weltbeobachtung, treffender Witz, flossen über die Lippen des neuen Bekannten, wechselten mit fröhlichem, angenehmen Scherz ab. Henriette mußte bewundern, lachen, wieder bewundern, abermal lachen. Wo gäb es ein Mädchen unter dem Firmament, das nicht vierundzwanzig Stunden ohne Essen und Trinken da zuhören würde, ein gebildetes Mädchen voraus-

gesetzt und einen hübschen, reichen und noch ledigen Redner.

Bald mußte sie freilich in die Reihen. Der Verbindliche gab ihr die Worte mit auf den Weg: Ich beneide Ihren Tänzer! Das Lieblingsgeschäft würde sie diesmal wenig erfreut haben, wäre nicht Graf Leeren an der alten Stelle geblieben. Kein Auge wandte er von Henriettens Tanz, den er wie zu studiren schien, und ihm Wohlgefallen auf Wohlgefallen zulächelte. Man wird glauben, daß sie, es gewahrend, ihn eben nicht vernachläßigte.

Beim Essen hatte sie den Grafen wieder zum Nachbar. Schien sein ganzes Wesen keinen Feind der Liebe anzudeuten, zeigte er sich auch dem Wein nicht abhold. Mit jedem neuen Glase erhöhten sich seine Lebhaftigkeit, sein Witz, aber auch seine Innigkeit. Von Liebe warf er allerdings manches hin, doch mehr geheimnißvoll wie aufgeklärt. Einer bedeutenden Auslegung war es hingegen fähig, als er zuletzt fragte: Haben Sie schon einen Bräutigam, meine Gnädige? Auf ihr bestimmtes und verschämtes Nein, rief er: Bei Gott, ich würde ihn auch beneiden!

Schon wieder also ein Beneiden, und noch das höchste Wesen dabei zum Zeugen angerufen.

Warum hätte er auch solche Frage, eine Frage, die billig kein Mann einem Mädchen ohne Grund thun sollte, gethan, wenn nicht ein Grund im Hintergrund verborgen lag? Konnte Henriette anders fragen wie so?

Beim Aufheben der Tafel küßte Leeren ihre Hand. Sie hätte geschworen, er habe sie dabei gedrückt, und hätte nicht einmal falsch geschworen. Gleich mußte sie auch mit ihm zu einem freien Wiener Walzer hin. O wie das flog, wie das sich drehte, welche Entzückungen sich dabei empfanden! Sie hatte am Wein nur genippt, aber auch die kleine Gabe hatte auf das erregbare Mädchenblut gewirkt. Die berauschende Tanzmusik gesellte sich dazu. Henriette war nun mindestens sehr holdselig gegen den Grafen, wenn auch nicht in Worten, doch in Blicken, in Mienen. Ihn durchströmte eine höhere Weinfröhlichkeit, und zu Blicken und Mienen, die man ebenfalls nicht abhold nennen konnte, fügte er die zentnerschweren Worte: Mein Fräulein, mit Ihnen möchte man durchs ganze Leben tanzen!

Frau Kluge hatte aus ihrem Erfahrungsschatz zwar den weiblichen Zöglingen die Lehre mitgetheilt: was bei den jungen Herren zentnerschwer klingt, ist oft federleicht, und es lobt Henriet-

ten, daß sie jetzt noch an die Lehre zu denken vermochte. Aber wie Landesstühle nach Umständen verfahren, thun es Mädchen bei Anwendung von Lehren auch. Ein Umstand war doch hier, daß wie durch Simpathie oder Wahlverwandtschaft der Graf Henrietten gleich ins Auge gefaßt hatte. Ein zweiter Umstand, daß er allein, mutterseelenallein mit ihr getanzt hatte. Ein dritter, daß er am Tisch zu ihr sich drängte, statt er bei weit vornehmeren Damen, unter andern einer Gräfin, die sich auch in der Versammlung befand, hätte Platz nehmen können, was Jene ihm gewiß auch verdacht hatten. Kamen noch die beiden Umstände der Frage und des Ausrufs in Erwägung, mußte Henriette nachgrade wohl überzeugt sein, es habe mit dem Grafen mehr wie Federleichtigkeit auf sich.

Frau Kluge traf indeß Anstalten, nach Hause zu gehn. Sie blieb nie mit den Letzten, meinte, das zieme ihrer lieben Jugend nicht. Aber sie hatte auch das Aufsehn wahrgenommen, das vom Betragen des Grafen gegen Henrietten ausging. Sie dachte: Sollte es wozu führen, gut, wo nicht, ja kein längeres Aufsehn.

Also hieß es: Meine Schääfchen, es ist Zeit!

Julie holte das Umschlagetuch mit sehr fro-

hem Geſicht, denn ſie war heute Abend ſehr verdrießlich geweſen, Henriette ging an die nehmliche Arbeit mit einem ſehr verdrießlichen, aus einem umgekehrten Grunde.

Der Graf fragte aber: Sie eilen ſchon?

Die Erzieherin verbeugte ſich: „Wir müſſen nach Hauſe gehn, mein Herr Graf!"

Gehn, gehn? Ich glaube, es fällt naß.

„Wir haben Regenſchirme —"

Ich kann es nicht zugeben — mein Wagen iſt unten — erlauben Sie, daß er Sie nach Hauſe bringt.

„O ich bitte — kann es nicht annehmen —"

Ohne Umſtände! Johann — vorfahren! Er holte Säbel und Hut, gab Henrietten den Arm und ging mit ihr voran hinaus. Was konnten die Erzieherin und Julie thun, als folgen? Und nachdem Henriette im Wagen ſaß, mußten ſie auch ſchon hinein. Sie werden geſtatten, hieß es nun drüben, daß ich die Ehre habe, Sie zu begleiten.

Verbieten konnten ſie es freilich nicht. Der Graf wollte ja auch hernach in ſeine Wohnung. Aber viel, dachte nicht allein Henriette, ſondern Frau Kluge ſelbſt, er läßt die ganze Ge-

ſellſchaft, nimmt nicht einmal Abſchied von den Bekannten, und bringt uns nach Hauſe.

Mein ſchönes Fräulein, hob der Begleiter unterwegs an, ich vergaß ganz — was vergäße man bei Ihnen auch nicht — nach Ihrem werthen Familiennamen zu fragen. Darf ich jetzt mich erdreiſten —

Henriette antwortete: Ich bin eine Löwenfeld —

„Löwenfeld? Ein altes Haus, ein gutes Haus — wer iſt der Herr Vater, um Vergebung?"

Er iſt Hauptmann —

„Etwa bei dem Regiment, das hier in Garniſon ſteht?"

Der nehmliche —

„O den kenn' ich! Mein alter Gefärth aus dem Kriege, mein väterlicher Freund, mein Rathgeber damal. Ein würdiger, vortrefflicher Mann, er verdient das ſeltne Glück, ſolche Tochter zu beſitzen!"

Mein Herr Graf — ich bitte —

„Ich muß zu ihm, meinen Glückwunſch ihm dazu abſtatten. Warum ſchreibt der Herr Vater ſich nicht Baron? Er könnte es."

Ich weiß nicht — vielleicht aber, weil wir unbegütert ſind —

„Wie? Ha ha ha ha! Verzeihen Sie, daß ich lachen mußte, weil Sie sich zu den Unbegüterten zählten. Mir dünkt, im Geist, im Herzen, in Schönheit und Talent sind die herrlichsten Erdengüter zu suchen. Und Sie wollen unbegütert sein? Ha ha ha ha!"

Henriette erröthete so glühend, daß man es sogar bei der Laterne sehn konnte, an der man eben hinfuhr. Es war gleichwohl nicht nur ein bescheidnes, vielmehr noch ein hoch freudiges, ein siegfreudiges Erröthen.

Allein die Erzieherin nahm auch das Wort, und bat den Herrn Grafen, doch einem jungen Mädchen nicht so was zu sagen. Dazu hatte sie einen guten diätetischen Grund. Die starken Würzen, die noch dazu wenig gewohnten, meinte sie, könnten dem jungen, ohnehin zu inflammatorischen Zuständen geneigten, Blut schädlich sein.

Der Graf achtete indeß zu viel auf die Erzogne, als daß er nicht wenig auf die Erzieherin hätte achten sollen, und brachte neue Gaben von solchen Würzen. Er war nun einmal damit in den Zug gekommen. Ein Lob empfing die Erzieherin übrigens auch, einer so ausgezeichnet gelungenen Erziehung willen. Auf der

Pflegebefohlnen holden idealischen Tanz kam er dabei oft zurück, und dann auch wieder auf die Baronie. Es giebt doch, rief er, ich weiß nicht, ob in Franken oder Schwaben, Freiherrn Löwenfeld, mit denen Sie ohne Zweifel verwandt sind. Ich werde Sie nicht mehr gnädiges Fräulein, sondern meine gnädige Freiin nennen. Ihren Herrn Vater werde ich auch erinnern — in jedem Fall muß ich zu ihm, habe ihm manches zu sagen. Warum soll man denn nicht von dem Gebrauch machen, was — o ich bin über alle Titel und Ahnensucht hinaus, stehe auf der Höhe der Zeit — gleichwohl ist es mit dieser Höhe auch nur so, da und dort ist diese Höhe schon in eine Tiefe zurückgesunken, wo man vor Zweihundert Jahren stand. Uebrigens —

Prr, fiel der Kutscher ein, man hielt an der Thüre. Der Unterbrochene sprang hinaus, um noch allerhand Höflichkeiten zu verrichten. Seinen Jäger, der eben den Tritt niedergelassen und den Schlag geöffnet hatte, schob er unsanft weg. Dann half er zwar den beiden Anderen, und zuerst, aus dem Wagen, indeß nur — wie man nicht wohlklingend zu sagen pflegt — Schandehalber. Nun kam es dagegen an Henrietten. Da half er nicht blos, er hob im

eigentlichen Sinne. Wohl eine halbe Minute schwebte Henriette in den gräflichen Armen. O wie wunderlich ward ihr dabei zu Muthe! Hätte nicht die Erzieherin für gut gefunden, ihm so nah auf dem Halse zu bleiben, wir glauben, er hätte dem Mägdlein einen leisen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Der Tanzalmanach fiel ihm noch bei. Er bat Frau Kluge, seine Aufwartung machen, ihn dem Fräulein überbringen zu dürfen. Jene stammelte etwas von schmeichelhafter Ehre. — So schlafen Sie allerseits wohl, meine Damen, fiel der Graf ein, und rollte in seinem Wagen davon.

Henriette meinte im Stillen: zuletzt hätte sich der Graf doch ein wenig zu kurz gefaßt. Denn es giebt nicht blos im Schauspiel Klatschabgänge, auch in der Liebe wohl.

So stolz war Henriette nie — in ihren Reim gegangen, wie Heute. Nie hatte sie der Schlaf aber auch so gelohn. Es gab nöthigere Verrichtungen als zu schlafen. Zunächst wollte sie ungestört die ganze Wonne der Rückerinnrung genießen. Demnächst hatte sie aber auch eine genaue, strenge Kritik aller an ihr vorübergegangnen Szenen im Sinn. Wenn sie glaubte, den Grafen beim Tanz in sich verliebt gemacht zu

haben, ein wenig vielleicht sogar früher schon, so konnte ihr freilich Eitelkeit das sagen. Allein sie rief die gesunde Vernunft noch herbei, und ließ die prüfen, scharf, unpartheiisch sollte es geschehn. Und siehe da, auch die gesunde Vernunft mußte endlich in den Glaubenssatz einstimmen: Henriette habe den Grafen in sich verliebt gemacht.

Die Gerufne fragte nun aber auch: Ist er es im Ernst oder Scherz, glüht ihm ein Fünklein im Herzen, das nächstens zu erlöschen bereit ist, oder ein Flämmlein, woran Hymen seine Fackel entzünden wird?

Geschichtlich ward ihr geantwortet: Graf Leeren hat gesagt, vielmehr gerufen: mit Ihnen möchte man durchs Leben tanzen. Was konnte ihm diese Worte eingegeben haben? Doch wohl Ernst. Und ein Gedanke an den Gott mit der Flamme.

Der Graf hatte sie übrigens baroniſirt, war es nicht ein Vorzeichen, er wolle sie zur Gräfin machen? Er hatte ihren Vater zu sprechen. Um mancherlei. Der Vater sollte sich doch Baron nennen. Was gings ihn denn an, wenn der Graf nicht mindestens wollte sagen können: ich

heirathe die Tochter des Baron Löwenfeld? Man weiß, wie die Grafen einmal ſind.

Nur beim Abſchied hatte ſich der zu kurz gefaßt, und es machte Henrietten ängſtliche Wallungen im Herzen, überlegte ſie das. Vielleicht hatte aber die Erzieherin ſchuld, mit ihrem dem Grafen ſo dicht auf der Naſe ſtehn. Jedes Wort ſchien ſie ihm rezenſiren zu wollen. Das mußte ihn verdrießen.

Es kam nun darauf an, ob er Morgen käme, und wie er dann ſich betrüge, hernach, ob er auch zum Vater ginge, und was er dort ſagte? Das Beſte hoffend, entſchlummerte Henriette endlich, und ward in ſüße Träume gewiegt.

Die Wahrheit zu ſagen — und welcher Schriftſteller hätte ſich je einer Unwahrheit ſchuldig gemacht — fühlte Henriette nicht eigentlich Liebe für den Grafen. Wie es zuging, erfuhren wir nicht recht. Es könnte wohl ſein, daß ein achtzehnjähriges Mädchen einen Mann von dreißig Jahren wohl ungemein hochzuachten, aber doch nicht eigentlich zu lieben vermöchte. Es konnte hier auch ſein, daß Henriette, wenn ſie ſchon behauptete, nie geliebt zu haben, darin nicht die Wahrheit geſagt hatte. Die Mädchen wiſſen zuweilen ſo was ſelbſt nicht genau. Es

gab einen Husarenlieutenant im Orte, einen Herrn von Tiefleben, kaum zwanzig Jahre alt, von älteren Damen — junge wagten so was nicht — zuweilen ein Adonis genannt — der hatte auch öfter mit Henrietten getanzt, und verstand sich auch ein wenig aufs Tanzen. Ein wenig nur, studirt hatte er es eben nicht, ehe wohl, als Husar, das Reiten. Er hatte aber auch, wie es schien aus geringer Sachkunde, Henriettens Tanz nie gelobt. Er pflegte überhaupt nicht viel zu sprechen, und besonders mit Henrietten sehr wenig. Nie hatte er ihr auch nur ein Wort gesagt, das nicht Andere auch hörten, woraus sich mit Fug schließen ließ, er werde ihr am wenigsten von Liebe etwas gesagt haben. Sah dieser Jüngling überhaupt doch aus, als ob er das Wort Liebe nie auf die Zunge nähme. Und sprachen Andere davon, so — etwas Seltnes bei einem Husaren — erröthete er.

Seit einiger Zeit war er vom Tanzkränzchen weggeblieben. Die Kosten, welche es ihm verursachte, mochten seiner geringen Einnahme wohl zu empfindlich sein.

Demungeachtet kam eine Freundin, eine junge, einmal darauf, Henrietten mit dem schönen Husarenlieutenant aufzuziehn. Es geschah in der

Frage: Betrüben Sie sich nicht, daß Tiefleben aufgehört hat, das Kränzchen zu besuchen?

Ganz im stillen Vertrauen ward die Frage — nach dem Sprüchwort soll ja eine auch erlaubt sein — gethan, und Henriette brauchte dabei keinen Lärm zu erheben, wie sie ihn erhob. Sehr aufgebracht riß sie das Taschentuch heraus — hatte eben getanzt — um den Schweiß lange damit von der Stirne zu tilgen, und rief: Was soll — wie meinen Sie — warum fragen Sie das? Sie denken doch wohl nicht gar — ha ha ha ha, ich wäre in Herrn von Tiefleben — ha ha ha ha! Es würde eine große Thorheit sein! Er ist der jüngste Lieutenant im Regiment, ha ha ha ha! Er und sein Bruder müssen sich kümmerlich mit ihrem Gehalt behelfen, weil sie ohne alles Vermögen sind.

Wie genau Henriette das wußte! Die Mädchen fragen über so was nicht leicht, doch wer verbietet ihnen, aufzumerken, wenn Jemand anders davon spricht? Selbst in der Rangliste schien Henriette nicht ohne alle Belesenheit. Nun, es lag eine bei ihrem Vater, zu dem sie bisweilen kam, auf dem Tisch, und man blättert wohl.

Es leuchtet aber ein, daß es mit Herrn von Tiefleben nichts zu sagen hatte. Henriette sprach

nicht allein vernünftig über ihn gegen die Freundin, sie meinte es auch so. Eine Heirath blieb für sie ja die Hauptsache, nicht ein Unfug von einer kleinen zwecklosen Liebelei, die leicht in die Hauptsache störend, nicht aber heilsam dürfte eingewirkt haben. Man müsse so was zeitig fliehn, hätte sich Henriette gesagt, wenn es ihr ja in den Sinn gekommen wäre, sich zu sagen: sie liebe den schönen Tiefleben. Aber sie behauptete gegen Andere und sich steif und fest, noch nie geliebt zu haben. Entweder es war nun wahr, oder auch das Mädchen hatte Charakter, Talent zur Selbstbeherrschung.

Und mehr als vier Wochen entflohen schon seit jenem Gespräch, als Henriette den blendenden, einer Masse von Forderungen gnügenden, Grafen erblickte, Ihren Wunsch, die Hauptsache bald bethätigt zu sehn, hatte noch höher angeregt, was ihren Gespielinnen eben begegnet war.

Und so mußte des Grafen Eindruck wohl mächtig sein, auch noch von dem stolz Schmeichelhaften abgesehn, das sein Gewicht im Tanzsaal verstärkte. Tief durchdrungen fühlte sich Henriette von der lebendigsten Hochachtung gegen Leerens Geburt, von Verdienst zeugende Or-

den, von Reichthum prangende Juweelen, dann gegen seinen Geist, die Gestalt, den Tanz et caetera et caetera, sie nannte es aber nicht Hochachtung, nein frischweg Liebe. Warum denn auch nicht? Diese Liebe hätte sie vor dem ehemaligen Reichskammergericht in Wetzlar ja verantworten können, meinte sie. Ich muß ihn lieben, sagte sie im stillen Selbstgespräch, ich darf ihn lieben, ich hätte nicht Verstand, nicht Geschmack, wenn ich ihn nicht liebte, notabene, wenn er mich auch liebt und mit Ernst. Ich will ihn erst recht lieben, wenn er mich wird heirathen wollen, und am meisten, wenn er mich geheirathet haben wird.

Wenn sie aber diesen Abend den meisten Stolz in ihrem ganzen Leben empfunden hatte, war tiefe Demuth Juliens Begleiterin zur Ruhestatt gewesen. Die winzige Hülfe am Wagen ausgenommen, hatte der Graf gethan, als wäre sie nicht auf der Welt. Und sie meinte doch ein Mädchen zu sein, das sich auch sehn lassen dürfe, auch wenn es sich grade nicht hören ließ. Sie hatte dagegen wohl Augen, als der Graf tanzte, und Ohren, als er Henrietten so geistvoll unterhielt. Diesen Grafen zum Bräutigam zu erlangen, meinte sie, wäre kein Kleines.

Und nun beschäftigten sie allerhand Gedanken auf dem einsamen Lager, und machten ihr das Blut heiß. Sollte wohl Henrietten dies ausgezeichnete, dies hohe Glück bestimmt sein? — Ich glaube nicht! — Aber — es hat ein Ansehn danach. O mein Himmel, es wäre doch zu arg, ich könnt' es nicht überleben — pfui, pfui keinen Neid! Das ist eine elende, gehäßige Empfindung, wer sie hegt, dem mengt sie nur Gallentränke, und verdirbt ihm noch die Gesichtszüge. Aber es wäre doch entsetzlich, wenn ich grade von uns vieren die Letzte sein müßte, zu der ein Bräutigam käme, wenn ich sogar noch lange zu warten hätte, oder am Ende — nein, nein, sitzen zu bleiben, das kann mir nicht begegnen, mir nicht! Doch wär es auch schlimm genug, wenn ich vorlieb nehmen müßte, mit etwas Mittelmäßigem, wie so Viele, und diese Henriette träte an der Seite eines jungen, reichen, schönen Grafen daher. Welche Vorzüge hat denn das Mädchen? Etwas von einem ziemlichen Wuchs, nun ja, doch erhebt sich Henriettens Gesicht eben nicht über das Alltägliche, und ihr bischen Tanzen — im Tanzen wohnt ja überhaupt nichts Sinniges, eine rohe Vergnügung ist es, und noch der Gesundheit nachtheilig — aber

aber pfui, keinen Neid! Er ist völlig unchristlich, man soll auch den Feinden Gutes gönnen. Nun so gönn' ich ihr den Grafen, nehme sie ihn denn, was gehts mich an! O hätte er einen sinnigen Geschmack, statt seines verkehrten, mit welcher holden süßen Gegenliebe wollt ich ihm entgegen treten. Und da geht er zu — wenn ich mich nur nicht auf Neid ertappte! Ich will doch gegen so ein niedres, verächtliches, sich selbst strafendes, Gefühl ankämpfen, mit den Waffen der Vernunft, selbst der Religion, will ich es thun! Nein, ich mißgönne ihr den Grafen nicht, beim Himmel nicht! Ich wünsche ihr Glück dazu und aus vollem Herzen. Gewiß ist es aber noch keineswegs, nein, nein! Die Zeichen der Liebe täuschen. Glaubte ich doch bisweilen selbst, einem jungen Mann Liebe angefacht zu haben, die Aeußerungen sprachen laut dafür, und am Ende war er für einen Augenblick nur, einen Abend, einige Tage höchstens, aufgewallt. Wie betrog ich mich nicht auch an dem saubern Herrn Forstjunker — Zwar — was hätte mir auch seine Beständigkeit helfen können. Ich will mich auf die andere Seite legen — vielleicht — schlafe ich ein.

Mit dem Forstjunker hatte es folgende Be-

wandniß. Er nannte sich auch von Tiefleben, war ein Bruder jenes Husarenlieutenants, und sah ihm etwas ähnlich. Im populären Styl pflegten die Männer von ihnen zu sagen: es sind ein Paar schöne Jungens. Einige Damen nannten sie auch wohl bildschön. Es war boshaft gemeint, weil ein Bild nicht spricht. In noch andern losen Mäulern hießen Beide: Söhne der Natur. Es wollte sagen, daß sie an Kleidung und Betragen wenig Kunst verriethen, deutete auch wohl auf die ungemein rothen Wangen hin.

Der Forstjunker war ein Ueberzähliger, und hatte noch manchen überzähligen Kameraden vor sich. Das Sterben im Forstdepartement war schlecht, die Oberförster, Forstmeister u. s. w. draußen lebten zu viel in reiner Luft, und daher lange. Höchst selten wurden sie auch durch Invalidität den Hinterleuten nützlich. Einer wahrscheinlichen Berechnung zufolge konnte Herr von Tiefleben ein fünf bis sechs Jahre noch mitlaufen, bis eine wirkliche Zahl aus ihm ward. Dann zählte man ihm jedoch monatlich zehn Thaler Gehalt auf den Tisch. Bis dahin hatte er wohl einen Titel — womit man hiesigen Landes freigebig war, um die Gebühren dafür einzunehmen — doch nicht das mindeste feste Einkom-

men. Nur wenn er auf Commission verschickt war, hatte er einige Diäten, welche ihm die Zeit, wo er nichts hatte, übertragen mußten. Es folgte, daß sein Küchenmeister den bekannten Namen führte. Und der Herr des Küchenmeisters war noch genöthigt, eine mit Gold verzierte Uniform zu tragen, woraus um so mehr wieder folgte, daß sich in seiner Tasche nicht einmal stets Kupfer befand.

Was hätte dies Alles auf sich gehabt, wenn der Präsident sich auch Tiefleben genannt, oder im Ministerium ein Mitglied gesessen hätte, das nur mit einer Tiefleben verheirathet gewesen wäre. Sie hätten ihn obenein nicht einmal mit Unrecht befördern können. Denn mochte er sonst auch nicht das Pulver erfunden haben, war er doch in seinem Fach so geschickt, wie man es von einem einundzwanzigjährigen Jüngling, der keinen vornehmen Vetter hat, nur fordern durfte, und er strebte fleißig, das Gebiet seiner Kenntnisse zu erweitern. Doch zählte der arme Teufel auch nicht einen hohen Verwandten, und war daneben zu ungeschickt, sich irgend einen hohen Gönner zu machen. Man raunte sich selbst ein — Stückchen von ihm ins Ohr, das ihn in den Augen aller gescheut erachteten Leute wie einen

Menschen ohne allen Verstand bezeichnete. Die Tochter des Präsidenten vom Forstwesen sollte nehmlich eine Art von empfindsamer Seele, und in den Forstjunker, den sie im väterlichen Hause oft gesehn, verliebt gewesen sein. Die Sache wäre, hieß es weiter, bis zu einiger Bläße im Angesicht gekommen. Der Vater hätte den Arzt wollen rufen lassen, nun aber die Tochter gebeichtet. Dann hätte der Präsident dem Tiefleben unter den Fuß geben lassen, wo seine Tochter der Schuh drücke, und ihm dabei kund thun: wolle er sie, könne er sie haben, und dann möchte er um sein weiteres Glück nur unbesorgt sein. Konnte der Präsident wohl mehr thun? Und der Tiefleben — man höre die Narrheit — sollte die Präsidententochterhand ausgeschlagen haben. Der Grund ist erst recht toll. Er liebe schon ein Mädchen, hatte er gesagt, zwar ohne alle Hoffnung, gleichwohl liebe er einmal. Vermuthlich würde sich das Mädchen bei vorkommender Gelegenheit verheirathen. Sollte es aber — wie doch auch möglich, weil das Mädchen ohne Vermögen sei — nicht geschehn, und es währte noch zwanzig Jahre, bis er eine einträgliche Bedienung erhielte, so heirathete er das Mädchen den-

noch, das Haar möchte noch braun, oder schon grau sein.

Wer so denkt, mag sich denn auch nicht wundern, wenn es ihm schlimm geht. Die Präsidententochter war auch fast zur Stelle geheilt, als sie erfuhr, welchen Gimpel sie geliebt hätte.

Es gab hier noch etwas seltsam Zufälliges. Henriette und Julie waren doch keine Freundinnen, und dennoch hatte man sie mit zwei Brüdern — nun wenigstens in Verdacht gehabt. Es giebt bekanntlich unter den Mädchen feine Beobachterinnen. Eine davon wollte im Musikkränzchen wahrgenommen haben, daß jedesmal, wenn Julie sänge, kein Zuhörer so aufmerksam sei, wie der Forstjunker, sein Gesicht dann oft glühe, tiefe Rührung offenbare u. s. w. Sie sagte das Julien einmal, und fügte hinzu: vielleicht sind Sie die geheimnißvolle Geliebte, die er in zwanzig Jahren noch heirathen will, wenn sie bis dahin nicht geheirathet hat.

Julie war anfänglich davon gelaufen, nach einiger Zeit aber zurückgekommen, und hatte der Beobachterin gesagt: Ich danke dafür, zwanzig Jahre zu warten. Doch in allem Ernst, ich kann es unmöglich sein. Wir haben nie ein Wort zusammen gesprochen.

Zweiter Abschnitt.

Der Besuch.

Am folgenden Morgen rasselten Pferdetritte. Man weiß ja, dieser Ton, wenn auch nicht melodisch und harmonisch, spannt der Mädchen Aufmerksamkeit, noch mehr, sie hören am Klang, ob ihn schlechte Gäule, nach welchen hinzublicken nicht lohnt, oder stattliche, von kunstfertigen Reuterhänden gelenkte, Renner ins Leben rufen. Der eben vernommene war von letztrer Art. Die vier Mädchen saßen zusammen in der Besuchstube, die gewöhnlichen Lehrstunden hatten eben geendet. Elisabeth schnitt sich bedächtig ein Hemd zu, noch bedächtiger that Bertha nichts, Julie schrieb sich eine Arie ab, und Henriette fing an eine Börse zu häkeln, die sie ihrem Vater an seinem nahen Geburtstage vereh-

ren wollte. Das Dorffräulein sah kaum nach dem Geräusch auf, oder ein wenig nur mit gleichgültiger Neugier, die Generalsbraut that es gar nicht, aus einem gewissen nun angenommenen Stolz, der sich über so was erhaben dünkte, Julie sandte hingegen einen schnellen Augenaufschlag vom Notenblatt zum Fenster, und Henriette, die am Fenster saß, fuhr jählings vom Stuhl auf.

Denn Graf Leeren kam daher, man konnte sagen, er tanzte daher, wenigstens mußte sein kastanienfarbner Engländer eine Art Tanz vollziehn, wobei der Reuter eben so fest wie leicht im Sattel schwebte, die Brust vorgewölbt, die Schultern zurückgezogen, das Gesicht lächelnd, doch Alles wieder mit einem männlichen sogenannten à plomb vereint. Seine Blicke faßten Henrietten sogleich scharf, weil sie zuvor sich schon nach dem Fenster gerichtet hatten. Sogleich erfolgte die huldigende, tief ehrerbietige, und daneben doch herzig freundliche Begrüßung, wobei die langen Federn auf dem gezognen Hut niedlich umherwallten. Der folgende Jäger, im grünen, reich mit Gold besetzten Rock, eilte herbei und sprang vom Pferde, um das seinige dem

Grafen zu halten, der nun mit zierlichem Anstand abstieg, und dann zur Hausthür eilte.

Das erregte viel Bewegung unter den Mädchen, doch verschiedenartige. Elisabeth eilte hinaus, weil — sie sich schämte, weshalb man freilich hätte sagen können: Du Närrin! Julie verließ auch das Gemach, weil — sie sich grämte. Es war verzeihlich, wenn sie nun zu sich sagte: o daß kein so schöner reicher Graf zu mir kömmt! Doch nicht, wenn sich einiger Neid auch einmengte. Und wir mögen das Gegentheil nicht verbürgen, zumal, da wir mit eignen Augen gesehn haben, daß Mädchen von hoch liebwürdiger Schönheit, und mit allen Zeichen ächter Herzensgüte und fleckenreiner Unschuld begabt, dennoch auf einander neidisch waren, so wie uns dasselbe auch bei großen Dichtern und edlen Helden zu Gesicht kam. Bertha anlangend, so blieb sie, und nahm eine gewisse vornehme Haltung an, doch ziemlich betreten. Wer hätte aber die Glückseligkeit schildern können, die sich in Henriettens Augen und an ihren Wangen nun abspiegelte! Dort nichts als erhöhtes Funkeln, hier nichts als erhöhte Blüthen, o man weiß ja, Liebesfreude ist eine Schminke ganz eigner Art, es ist noch keine Farbe erfunden, wodurch sie

die Maler nachzubilden vermöchten. Und hätte das Mädchen nicht Liebesfreude empfinden sollen? Auf dem Kränzchen hätte den Grafen auch warmes Tanzblut verliebt scheinen lassen können, er fand sich nun aber mit kaltem Blute noch ein, so war er ohne Zweifel denn verliebt, und eigentlich von kaltem Blut dann nicht zu reden.

Er klopfte an die Zimmerthüre, öffnete sie gleich etwas und fragte gebeugt: Ist es erlaubt, meine Gnädige? Die Antwort brauchte er nicht abzuwarten. Den Tanzalmanach hielt er schon in der Hand, er hatte nicht vergessen, daß er ihn Henrietten überbringen wollen.

Er wurde ihr gleich in das zuvor geküßte Händchen gegeben, und dem Mädchen viel dabei von dem gesagt, was man gerne hört. Allzuweit konnte sich der Graf indeß nicht ausdehnen, befand doch Bertha sich noch im Zimmer. Es empörte die Stolze, wie der Graf ihr seine Verbeugung nur so nebenher und lau machte. Henriette glaubte darin noch Verdruß auf dem Antlitz des Grafen zu sehn, eine Zeugin gefunden zu haben. Ohne die Zeugin, meinte sie, hätte er vielleicht ihr Heute schon gesagt, was sie am allerliebsten gehört haben würde.

Aber noch eine zweite eilte herein, noch die

Hände trocknend. Frau Kluge hielt es so, wie eine Mannsperson kam, welche Geschäfte sie draußen auch haben mochte, mit Mannspersonen ließ sie die Schääfchen nicht reden, ohne zu hören was. Nur Elisabeth, deren Verhältnisse abwichen, hatte da eine Ausnahme gemacht, doch nur eine kleine. In Gesellschaften, wie die Kränzchen etwa, ging es freilich nicht immer so an, doch behielt sie die Pflegebefohlnen da wenigstens scharf im Auge, sie mußten hernach ihr auch treu berichten, was dieser und jene Herr mit ihnen gesprochen, und auf den Fall, daß es nicht immer treu geschehn möchte, hatte sie ein Talent ausgebildet, den Männern ungefähr schon anzusehn, wovon sie eben redeten.

Der Graf bewillkommnete die Erzieherin nicht einmal lau, sondern in der That frostig, verdrießlich frostig. Es schien, als sähe er ein, daß er um so weniger nun würde sprechen können, wie er wohl möchte. Die Eingetretene kehrte sich aber an nichts, sie wies dem noch stehenden Grafen einen Platz in der kleinen Ottomanne an, ließ Henrietten, als den Gegenstand seines Besuchs, zwar den neben ihm einnehmen, stellte jedoch ihren Stuhl so gegenüber, daß sie von selbigem Alles wahrnehmen konnte, was sich für

Ohr und Auge ereignen würde. Bertha wurde zwar auch in den Kreis gerufen, doch kam sie nicht und blieb auf ihrem entfernteren Sitz, aber lauschend, darein blickend.

Es schien, der arme Graf könne leider jetzt nichts thun, als im Allgemeinen vom Tanz auf dem Kränzchen reden, auf den Tanzalmanach kommen, ihn erläutern u. s. w. Frau Kluge beobachtete dabei seine Blicke, sich fragend: ob es wahrhaft heirathslustige Blicke wären, und prüfte an diesem Maas jede Verbindlichkeit, die er für Henrietten einmengte, auch für Frau Kluge mitunter, und die sich um die vortreffliche Erziehung drehten, welche in ihrem Hause die weibliche Jugend empfing.

Jener sprach nun auch von Henriettens Vater, den er Heute besuchen wollen, aber nicht daheim getroffen hätte. Nun, fügte er hinzu, werde ich es bis zu meiner Rückkehr vom Lande verschieben müssen, denn schon Nachmittag reise ich ab. Eine Herrschaft in der Nähe ist zu verkaufen, sie besteht aus einem artigen Schlosse, mehreren Dörfern, und soll in einer reitzenden Gegend liegen. Diesen Morgen hörte ich erst davon und nahm mir sogleich vor hinzureisen, die Herrschaft zu besehn und an mich zu brin-

gen, wenn ich mit dem Verkäufer mich einigen kann. Es geht mir — ha ha ha — oft so mit meinen Entschließungen, daß ich sie eilig ergreife, und wohl mir selbst ganz unerwartet. Ich nahm wenigstens seit kurzem genau das Gegentheil von dem ins Auge, was ich sonst mir zum Lebensplan entworfen hatte. So wollte ich erst den Soldatenstand nicht verlassen, und plötzlich empfand ich nun den Wunsch, auf immer daraus zu scheiden. Ich wollte auch dem ledigen Stand treu bleiben, weil ich im vollen Ernst urtheile, es ziemt dem Krieger so, will er ganz Krieger sein, doch nun — ha ha ha — denk ich mich zu verheirathen —

Die letzten Worte sagte er sichtbar verlegen, heftete in der That die Blicke dabei an den Boden. Wie hätte einer so aufmerksamen Zuschauerin, wie Frau Kluge, die vielsagende Pantomime entgehn sollen? Aber auch Henriette gewahrte sie, ob sie gleich schnell wegsah, denn man kann auch wegsehend hinsehn.

Die Erzieherin meinte den Grafen seiner Verlegenheit, die sogar anhielt, entwinden zu müssen, deshalb führte sie das Gespräch auf die käuflichen Landgüter zurück. Sie wäre, erzählte sie, einmal dort gewesen, und rühmte das Schloß

mit seiner Umgebung. Es konnte dem Anderen lieb sein, Jemanden zu treffen, der bekannt damit war, und er richtete deshalb noch manche Fragen an die Erzieherin, deren Beantwortung ihn sehr zufrieden stellte. Die Aussicht auf das Landleben schien ihm die Einbildungskraft ein wenig zu erhitzen. In dieser Stimmung wandte er sich an Henrietten mit den Worten: Mein Fräulein, würden Sie gern auf einem Dorfe wohnen?

Allerdings ist so eine Frage ohne Beziehung zu thun, Henriette fand indeß nicht geringen Anlaß, sie bezogen zu verstehn. Aufwallend rief sie: Ungemein gern! Doch setzte sie nach einem kleinen Schweigen hinzu: Im Sommer, Herr Graf! Denn für den Winter kann ich mir, aufrichtig gesagt, wenig Reitz dabei vorstellen.

Ei nun, rief Graf Leeren, was die Franzosen Saison nennen, und die Engländer Country-Life, das heißt, die schöne Jahreszeit bringe man auf dem Lande zu, und haben die Bäume ihr Laub abgeworfen, geht man in die Stadt, vergnügt sich an Geselligkeit, der Tanz steht obenan, nicht wahr, meine schöne Gnädige?

Henriette lächelte beifällig.

Aber, nahm die Erzieherin das Wort, man kann doch nicht immer tanzen.

Der Graf entgegnete lächelnd: O es giebt auch andere Vergnügungen, und geistige — obwohl ich mit Fräulein Henrietten tanzen auch ein geistiges Vergnügen, ein geistiges Entzücken vielmehr, nenne, weil — weil sie dem Tanz einen hohen Geist von Anmuth einhaucht, und weil — verzeihen Sie übrigens, mein Fräulein, daß ich zu Ihnen, oder wenn von Ihnen die Rede ist, so viel vom Tanz spreche! Es könnte ja scheinen, als ob ich Ihre sonstigen Vorzüge nicht wahrgenommen hätte. Aber es ist Zeit, mich gehorsamst zu empfehlen. In einigen Tagen komme ich zurück und bitte dann wieder aufwarten zu dürfen.

Er küßte Henriettens Hand, verbeugte sich schnell gegen die übrigen Frauenzimmer und eilte hinaus.

Henriette folgte einem innern Zuge, indem sie ihn begleitete. Dadurch befand sie sich draußen einen Augenblick mit dem Grafen allein, und er nützte ihn, um ihr noch einige Worte zu sagen. Frau Kluge hielt aber nicht angemessen, was von Henriettens Seite geschehn war, und meinte, ihr käm es zu, dem sich Ent-

fernenden die Abſchiedshonneurs zu machen. Deshalb eilte auch ſie nach, doch ſchwerfälliger, wie ein junges flüchtiges Mädchen. So hatten ſich ein Vorſprung, und die Gelegenheit, ein Paar ſüße Wörtlein noch zuzuraunen, ereignet.

Leeren ſprang nun zur Thüre hinaus, ein leichter Aufſchwung brachte ihn in den Sattel, von da erneute er die ſich beurlaubende Verbeugung — mit einem Lächeln das wehmüthig ſchien — dann ging es fort „daß Roß und Reiter ſchnoben, und Steine Funken ſtoben" — ſein ganzes Wegeilen hatte das Anſehn eines Loßreiſſens mit ſchwerem Herzen.

Kein Aufſehn, mein Schääfchen, rief die Erzieherin leiſe, indem ſie Henrietten, die ſich weit zur Thüre hinausbog, um noch recht lange dem Grafen nachzublicken und nachzuſeufzen, beim Arm nahm und ins Wohngemach zurückführte.

Hier wurde ſogleich unter ihrem Vorſitz eine Berathung über das eben verſchwundne Ereigniß gepflogen. Warum ſollte Frau Kluge es nicht? Das Wohl ihrer Schääfchen lag ihr ja ernſt am Herzen. Es handelte ſich um die Frage, ob ſich aus den Worten und dem ganzen Betragen des Grafen ehrenwerthe Abſichten ver-

muthen ließen oder nicht? In jenem Fall mußte Frau Kluge die ziemenden Maasregeln treffen, und hatte dabei einer mütterlichen Freude entgegen zu sehn, wie sie stets eine empfand, wenn sich eine ihrer Pflegebefohlnen glücklich verheirathete. Im andern schien es nöthig, allen nichtigen Annäherungen des Grafen möglichst auszuweichen, damit kein für Henrietten nachtheiliges Gerücht daraus entstände.

Mich anlangend, nahm sie das Wort, so glaube ich, daß es der Graf redlich meint. Ich habe seine Augen, seine Mienen scharf beobachtet. Sie scheinen der Verstellung nicht fähig, und eine wahrhafte, feurige Zuneigung spiegelten sie unverkennlich ab.

Bertha mengte nun sich ein, theils mit einem angenommenen altklugen, theils mit einem, ihr geläufigeren, höhnischen Ton. Flüchtiges Wohlgefallen, sagte sie, trägt auch das Gepräge einer heißen Zuneigung, kann es für den Augenblick auch sein, aber — nun man weiß ja, wie bald junge Männer zu vergessen pflegen, was sie gefühlt haben. O es giebt auch solche Herren, die sich daran gewöhnt, darauf gelegt haben, verliebt zu scheinen, ohne es zu sein, ha ha ha! Vor allen jungen Mädchen, deren Unter-

terhaltung ihnen einiges Vergnügen macht, üben ſie denn ihre wohlgeübte Kunſt, fühlen ihre Eitelkeit geſchmeichelt, wenn ſie den Eindruck, den ſie macht, wahrnehmen. Und manches Mädchen iſt denn ſolche Thörin, den Schein des Verliebtſeins, den Schein nur, für die baare Münze einer ernſten, auf Heirath gerichteten Liebe zu nehmen, ha ha ha!

Henriette erwiederte ein Lachen, noch heller und wenigſtens eben ſo höhniſch. Mit dem letztern Klang wollte ſie billig vergelten, was Berthas Gelächter für ſie Beleidigendes hatte, ein Triumphgefühl mengte ſie aber noch ein. Ueberhaupt leuchtete es nun aus ihrem ganzen Betragen hervor.

Die Erzieherin hob wieder an zu reden. Sie fand Berthas Bemerkungen nicht unrichtig im Allgemeinen, glaubte aber, daß ſie auf den Grafen nicht paßten. Einige ſeiner Worte, fügte ſie hinzu, deuteten zu klar auf einen Heirathsantrag, den Henriette von ihm zu hoffen berechtigt ſein darf —

Auch ich habe ſorgſam aufgemerkt, fiel Bertha ein, aber nicht ein Wort hörte ich, aus dem ſich eine Vermuthung dieſer Art hätte ſchöpfen laſſen.

Henriette lachte ihr von neuem ins Geſicht, dann wandte ſie ſich zur Anderen, und ſagte mit einigem Vorwurf in der Stimme: Hätten Sie mich nur einige Zeit mit dem Grafen allein gelaſſen, er würde — vollkommen bin ich davon überzeugt — mir Heute ſchon einen ganz unumwundnen Heirathsantrag gemacht haben.

Nun lachte Bertha wieder und lauter als zuvor. Frau Kluge rief etwas unwillig: Er ſagte doch eigens, er hätte den Entſchluß zu heirathen ergriffen und ſchnell. Und Heute erſt den, eine Herrſchaft in der Nähe zu kaufen —

Bertha unterbrach ſie: Ich hörte aber nicht, daß er Henrietten zu heirathen willens ſei. Wer ſo viel Vermögen beſitzt, daß er eine Herrſchaft, für die man, wie ich höre, Zweimalhunderttauſend Thaler fordert, kaufen will, der — Henriette mag es nicht übel nehmen — wird von einer Braut eine andere Mitgift noch hoffen, als die Fähigkeit gute Cotillons zu tanzen —

Spitz fiel Henriette ein: Nicht alle Männer ſind dem General Pfauenheim ähnlich, der allein des Geldes willen eine Frau ſucht.

Zornglühend fragte Bertha: Allein, allein?

Stille, rief die Erzieherin, ſtille, meine Schäfchen! Ohne Zweifel heirathen oft reiche

Männer aus Liebe, ohne andre Rückſichten. Und der Graf — die Frage war gewiß doch nicht ohne Bedeutung — wollte ja hören, ob Henriette gern auf das Land ziehen würde?

Bertha entgegnete: Sie war ziemlich beiläufig, jeder Anderen hätte er ſie auch thun können.

Henriette ging mit einem Triumphgelächter hinaus. Der Graf hatte vorhin ſie gefragt: Erlaubten Sie wohl, daß ich an Sie, in einer wichtigen, Ihr Schickſal betreffenden Angelegenheit, ſchriebe, wenn ich ſo bald nicht wieder hieher kommen könnte?

Dies machte ſie ihrer Sache gewiß.

Wenige Tage nach dieſem Streit empfing Eliſabeth durch einen Boten, nächſt Inhalt ſeines aufgebürdeten Kobers, folgenden Brief!

Hochedelgeborne,

Inſonders hochzuehrende Frölen Braut!

Wenn Ihr Gnaden ſich beim Empfang dieſer Zeilen noch wohl befinden thun, wird es mir und meiner lieben Herzmutter beſonders angenehm ſein, was mich und ermeldete meine liebe Herzmutter anlangt und betrifft, als ſind wir, dem Himmel ſei Dank, ſo weit noch hübſch geſund, überſchicken Ihnen aber durch meinen

Groſsknecht Peter beikommende Sülzwurſt, nebſt Kapaun und Brautring, ſo bei dem Goldſchmidt Riebmann hinter dem Brotſcharrn am Markt habe verfertigen laſſen, und fragen wir, als nehmlich ich und meine liebe Herzmutter, oder wir Zwei, vielmehr Allebeide, beſtens, bei Ihr Gnaden meine hochzuehrende Fröken und vielgeliebte Braut, an, ob ich das Aufgebot in der Kirche zu Gänſau nun kann verrichten laſſen, worüber und weswegen mit dem Herrn Paſtor Gunkel hieſelbſt allbereits vorläufig unter der Hand geſprochen, auch vernommen und erfahren habe, daß er unſre beiden chriſtlichen Taufſcheine aus dem Gänſauer Kirchenbuch gleich herausziehn und uns ohne Umſtände und Weitläuftigkeiten, auch ohne daß ſich die Gerichte erſt die Hände darin zu waſchen brauchen, aufbieten könnte, Erſtens, weil Ihnen, meine vielgeliebte und gnädige Fröken Braut, die Eltern fehlen, Ihr Herr Vormund aber ſich dahin erklärt und geſagt hat, er wolle gegen eine Heirath zwiſchen mir und Ihnen nichts einwenden. Zweitens meine liebe Herzmutter Drittens ebenfalſigermaaßen ſich dahin einverſtanden hat, ſie würde nun und nimmermehr zugeben, daß ich eine Adliche heirathen ſollte, weil die Adlichen einen ſolchen Nagel hät-

ten, ausgenommen Sie, oder meine vielgeliebte gnädige Fröken Braut, die gar keine hochmüthige Närrin, wozu sie gern ihren Segen geben wollte und würde, so wie ich auch meinestheils nichts gegen die Heirath einwenden will und werde, Zweitens, ob es Ihnen nicht gefällig sein möchte, nach dem ersten Aufgebot, welches künftigen Sonntag in der Gänsauer Kirche erfolgen kann, Montags darauf gleich allhier herzukommen, Erstens, weil nicht einzusehen ist, was Sie unter den bestehenden oder vorhandnen Umständen noch in der Stadt zu thun haben, Zweitens weil meine liebe Herzmutter Sie in der Klappschaise abholen kann, wobei glückliche Ueberkunft zu wünschen und zu hoffen nicht ermangle, und Ihr Gnaden Erstens bis zur, will's Gott fröhlichen, Hochzeit in das kleine Haus zu ermeldeter meiner lieben, schon gedachten, Herzmutter zu ziehn belieben, Zweitens, die Leute nicht die Mäuler aufreissen, und Drittens Ihr Gnaden auch Betten stopfen helfen können, als wozu es, Erstens, nicht an parchentnen Inletten, Zweitens nicht an zwei Fässern voll schöner Gänsefedern, item Daunen, gebricht und fehlt, und Drittens, ob wir nicht zu unserer, schon ermeldeten will's Gott fröhlichen, Hochzeit, als welche nach dem

dritten Aufgebot vorgenommen werden kann, so bald wir Lust haben, Erstens bitten wollen die Madam bei der Sie so lange gewesen sind und deren Namen in Vergessenheit gebracht habe, Zweitens die andern drei Stück gnädigen Frölens, Ihre guten Freundinnen, ob sie schon, wie zu sehn, die Nasen etwas hoch tragen, woraus mir übrigens nichts mache, und nur meine, es schickt sich, daß man sie auch bitten thut, wobei, im Fall sie wegblieben, denken würde, kommen sie nicht, so lassen sie es bleiben, doch es an Essen und Trinken nicht fehlen sollte, und sie sich Braten und Kuchen auf acht Tage einstecken könnten, weil in unserer Familie gebräuchlich, einen Dreier zweimal umzuwenden, ehe man ihn ausgiebt, aber auf einem Ehrentage, wie zum Beispiel Hochzeit und Kindelbier, auch keineswegs sich lumpen, vielmehr etwas drauf gehn, und bitte ich sowohl als meine liebe Herzmutter, uns nicht umsonst auf Antwort warten, sie vielmehr meinem, im Eingang gedachten, Großknecht, in Empfang nehmen und mitbringen, wobei erinnre, daß ich ihm strenge untersagt und verboten, sich ein Trinkgeld abreichen, oder mit Gewalt aufnöthigen zu lassen, indem nicht gesonnen Ihnen Kosten zu verursachen,

vielmehr künftig als Ihr Gnaden vielgeliebter Mann im Ehestand alle meine Obliegenheiten rechtschaffen zu erfüllen, womit zu geneigtem Andenken sich empfielt und nicht zu verharren ermangelt Ihr Gnaden

meiner insonders hochzuverehrenden Frölen Braut

allezeit dienstwilliger

Gänsau den *** Schmidt,

Gutsbesitzer und so weiter.

Postscriptum, muß im Postscriptum erinnern, daß wenn sich in diesem Scriptum wider Verhoffen und Willen Fehler eingeschlichen haben sollten, Erstens ich einen Kornschreiber besitze, der seine perfekte Hand schreibt, ich Zweitens aber vermeint habe, diesen Brief allein und ohne alle fremde Beihülfe verfertigen, auch vermelden zu müssen, daß meine liebe Herzmutter viel Grüße bestellen läßt, und die Klappschaise groß genug für Ihre Madam und die drei Stück guten Freundinnen zur Hochzeit abzuholen ist, bitte also um Verzeihung und zwar gütige, auch den Kober retour, worin die Sülzwurst, den Kapaun und den Brautring gepackt hat Dero wie immer.

Frau Kluge hatte, aus Gründen, die Gewohnheit angenommen, alle Briefe zuerst zu le-

sen, welche eine von ihren Pflegebefohlnen erhielt. Bei diesem, nachdem sie gehört, von wannen er käme, hätte die Regel wohl eine Ausnahme finden können, dennoch blieb sie aber noch ihr treu. Er nöthigte der Lesenden manches kleine Lächeln ab, bis sie ihn an die Behörde auslieferte. Diese fand jedoch weder zum Spötteln noch zum Tadeln hier den mindesten Anlaß, der Brief gewährte ihr vielmehr eine Freude, wie sie lebelang keine ähnliche empfunden hatte. Nur die Beantwortung setzte sie in große Verlegenheit. Außer einigen an ihren verstorbnen Vater, wo sich um so mehr Nachsicht voraussetzen ließ, als die seinigen auch nicht anzudeuten schienen, er wolle einen Briefsteller im Druck herausgeben, schrieb sie noch keinen. Doch schien es anders, wenn sie nun einem Bräutigam schreiben sollte, und welches Mädchen würde nicht vermeinen, da müsse es in einem ausgezeichneten Styl geschrieben sein. Vorerst besprach sie den Inhalt des empfangnen Briefes mit Frau Kluge, die sich dahin entschied: sie könne nichts mehr dagegen haben, wenn die Mutter des Bräutigams Elisabeth abzuholen kommen würde, und was die Einladung zur Hochzeit beträfe, so wolle sie, wenn sie erfolgt

wäre, mit den anderen Schääfchen noch überlegen, was zu thun sei.

Elisabeth packte nun die Geschenke aus dem Kober, stellte ihn zurück, und sagte dem Knecht: Peter, macht ein großes Kompliment an meinen Bräutigam und an seine Mutter, mein Bräutigam möchte es aber nicht übel nehmen, daß ich nicht schriebe, denn ich schämte mich zu sehr. Für die Sülzwurst und den Kapaun laß ich mich vielmal bedanken, und er soll sich doch nicht mehr berauben. Sind wir aufgeboten, kann er mich abholen lassen, wenn es ihm gefällt, ich will froh sein, wenn ich hier aus dem Loche weg bin, und Gänsau, ach das schöne Gänsau, wieder sehe!

Wurst und Kapaun wanderten in Frau Klugens Speisekammer und bald auf den gemeinsamen Tisch, wo sie Allen, selbst Bertha nicht ausgenommen, die jederzeit bei frischem Appetit zu sein pflegte, mundeten. Doch vielen Muthwillen erlaubten sich die Mädchen rücksichtlich jenes Briefes vom Herrn Schmidt. Denn sie hatten der Erzieherin wohl angesehn, daß er einen Stoff zum Lachen enthalten müsse, ihn dann heimlich aus dem offen gebliebnen Nähkästchen der Braut geholt und alle gelesen. Elisabeth erfuhr es am

Abend, doch berührten sie die Sticheleien nicht, weil sie an dem Briefe nichts Spottwürdiges hatte finden können, wohl aber viel Herzliches. Sie war keck genug, zu Bertha, welche die Geissel der Satyre am rüstigsten schwang, zu sagen: Besser wäre doch ein solcher Brief, als noch gar keiner vom Bräutigam. Und Bertha hatte auch keinen empfangen, der General verhielt sich nach jener Sendung immer noch ganz ruhig. Er wollte indeß erst eine Antwort von Berthas Mutter abwarten, eh er in seiner Heirathsangelegenheit einen weiteren Schritt thäte.

Vom Grafen Leeren war auch nichts mehr zu hören, worüber Henriette einige Unruhe zu fühlen anfing, als acht Tage entflohn waren. Doch sagte sie sich auch, die Besichtigung der käuflichen Herrschaft würde vermuthlich mehr Zeit hinnehmen, als der Graf wohl gedacht hätte, und träfen ihn noch andere Abhaltungen, würde er schon, versprochenermaaßen, schriftlich das Nähere erklären.

Wie es sich von selbst verstand, mußte nun Julie die unter den drei Gespielinnen sein, welche am unmuthigsten aussah, weil keine nahe süße Hoffnung ihrem Gesichte frohe Züge lieh, die auch von einem rascheren Blutumlauf, und

daher entstandnen lebhafteren Wangenröthe begleitet zu sein pflegen. Ihr umwölktes Auge, ihre sehnsüchtigen Mienen kündigten ein tief geheimes Seufzen nach dem Augenblick an, wo man auch sie als Braut grüßen würde. Aber sie verhehlte das Innre sorgsam, und erzwang sich Theilnahme, wenn heitre Fröhlichkeit sie umgab.

Eines Morgens rollte nun die Klappschaise daher und hielt an der Thüre. Elisabeth ausgenommen, die sich in der Küche beschäftigte, sprangen die versammelten Mädchen ans Fenster.

Wie mancherlei Stoff zum Lachen bot sich ihnen von neuem dar! Einmal das rumpliche Fuhrwerk, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden zu sein schien. Darin eine weibliche Gestalt, breit, derb und fett, doch mit einem runzelvollen Antlitz, und der Kleidung nach schier so antik, als die Antike von Wagen. Vier stattliche Pferde sah man zwar ihm vorgespannt, doch lenkte sie vom Sattel nur ein Ackerknecht ohne Livree, und von einem hinten auf stehenden Bedienten war keine Rede. Frau Schmidt mußte daher auch ohne Beihülfe aus der Klappschaise steigen, und das möchte, wie langsam und unbeholfen es auch geschah, noch hingegangen

sein. Aber sie brachte zugleich ein Säckchen mit gebacknen Pflaumen mit heraus, und ein zweites mit feinem Waizenmehl, welches ihren Ueberrock ziemlich bestäubt hatte. Nachdem beide auf den Erdboden gestellt waren, stieg Frau Schmidt auf den Wagentritt zurück, um noch eine ausgeschlachtete und gerupfte Gans, demnächst eine Seite geräucherten Speck zu holen. Es leuchtete ein, daß sie nicht den ganzen Viktualienvorrath würde ins Haus bringen können, wenigstens auf einmal nicht, Frau Kluge aber, durch die Mädchen unterrichtet, eilte hinaus ihr zu Hülfe, und embrassirte vorerst die Embarrassirte. Sie ahnte wohl, das Mitgebrachte solle ihr Eigenthum sein, und warum hätte sie, zumal bei ihrer Liebhaberei an solchen Gegenständen, nicht tragen helfen sollen? Schnell nahm sie daher die beiden Säcke auf, während, mit Gans und Speckseite belastet, Frau Schmidt zur Hausthüre sich bewegte. Spazieren Sie gütigst hinein, sagte die Mädchenerzieherin, Frau Schmidt würde aber eine große Unhöflichkeit zu begehn geglaubt haben, wenn sie es zuerst vollzogen hätte. Sie hob vielmehr an zu komplimentiren, Gans und Speckseite in den Händen, und verlangte, Jene sollte vorangehn. Die Trägerin der Säcke stellte

vor, daß ihr, als Wirthin vom Hause, es am wenigsten zieme, eilte bald aber doch in die Thüre, weil die Ceremonien vor derselben, mit solchen Bürden ausgeführt, zu viel Aufsehn erregt haben würden.

Elisabeth kam nun auch herbei und eilte froh in ihrer künftigen Schwiegermutter Arme. Diese konnte das Umfassen nur halb erwiedern, mit dem Arm nehmlich, woran die Gans hing, denn auch die Speckseite um das Fräulein zu schlagen, wollte sich nicht gut thun lassen. Ein gellend Freudengeschrei erhob die lange und breite Wittwe aber, daß Frölen Lieschen noch hübscher geworden sei.

Man entledigte sie von ihrer Bürde und führte sie in das Besuchzimmer. Hier eilte sie nach den drei Mädchen hin, und zählte Jedem auf jede Wange einen schmetternden Kuß zu. Nach einem Schwall von Begrüßungen im eignen Namen, folgten die mitgegebnen Komplimente vom Sohn, und die hoch feierliche Einladung zur Hochzeit, die man Heute über drei Wochen zu begehn dachte. Ohne Antwort abzuwarten, eilte Frau Schmidt ans Fenster, öffnete es schnell und gebot dem Knecht, die Pferde abzuzäumen, ihnen Heu vorzuwerfen und sie zu

tränken. Dann suchte sie Elisabeth wieder auf, die sich zurück in die Küche begeben hatte, und ermahnte sie, schnell sich anzukleiden, weil man ausgehn, das noch zum Brautstaat Nöthige kaufen und dann sich auf den Weg nach Gänsau machen wollte. Elisabeth war es gern so zufrieden, und Frau Kluge bat umsonst, Jene möchte den Mittag bei ihr essen. Nicht einmal zum Sitzen war sie vor aller Geschäftigkeit zu bringen, und hatte sich bald mit Elisabeth entfernt.

Nun erwog die Erzieherin mit ihren Schäfchen ernstlich, ob man die Einladung annehmen solle? Bertha verwarf es mit Stolz, Julien war es gleichgültig, Henriette bezeigte aber viel Lust, einem Feste beizuwohnen, wo man sich im Anschaun von allerhand Seltsamen und Grotesken weidlich dürfte belustigen können. Bertha, welche den Don Quixote gelesen hatte und gern davon sprach, sagte: vermuthlich wird es da zugehn, wie auf der Hochzeit des Gamacho, wo sich der Ritter von la Mancha befand. Nun, so wollen wir hin, nahm Henriette das Wort, uns daran ergötzen. Am Ende, versetzte Bertha, habe ich auch nichts dagegen, wenn bis dahin über meinen Aufenthalt noch nichts Anderes bestimmt ist. Doch möchte ich unsern Zeichenlehrer bere-

den uns zu folgen. Es ist ein aufgeweckter Mensch, er könnte unbemerkt die Trauungsgruppe, oder auch die Tafel, mit allen daran gereihten Zerrbildern und der ungeheuern Last von aufgetragenen Speisen zeichnen. Heimgekehrt stäch er vielleicht es in Kupfer, ha ha ha!

Nein, meine Schäfchen, unterbrach sie Jene, hin möchte ich selbst, würde mir aber vollen Ernstes alle liebloſe Witzelei, nur eine spöttische Miene verbitten, und das hätte auch Elisabeth nicht um Sie verdient. Die Vermählungsfeier des Herrn Generals Freiherrn von Pfauenheim, wird man freilich in einem vornehmeren Styl begehn, doch stehts bei dem Allen dahin, ob Braut und Bräutigam hier oder im Dörflein Gänsau vergnügter sein werden.

Frau Schmidt kam bald zurück, Schachteln und Pakete unter dem Arm. Auch Elisabeth trug deren, was nun Alles schnell in den Wagen gelegt ward. Der Knecht erhielt Befehl, den Koffer des Fräuleins zu holen. Ich habe ihn noch nicht gepackt, hieß es dort, und, so will ich helfen, nur hurtig, hier. Nun eilten die beiden Frauenzimmer ins Haus, der Knecht mußte folgen. Bald langten sie vereint wieder mit dem Koffer an, und befestigten ihn auch ge-

meinschaftlich an den Wagen. Nun zäumt die Pferde auf, lautete die fernere Weisung, und kommen Sie hurtig, Frölen Lieschen, wir wollen bezahlen und Abschied nehmen.

Mit gezognem Geldbeutel in das Zimmer tretend, fragte die Beschäftigte: Nun, liebe Madam, was ist meine künftige Schwiegertochter noch schuldig? Nichts, nichts mehr, antwortete Frau Kluge, doch bereute sie nachher, zu großmüthig gewesen zu sein. Jene fragte: ob man der Ehre bei der Hochzeit entgegen sehn dürfe, und empfing nun darüber eine Zusage. Die erneute Bitte, zum Mittag zu bleiben, fand aber kein Gehör bei ihr, indem, wie sie versicherte, sie keinen Augenblick übrig hätte, weil bis zur Hochzeit so viel noch zu thun sei, daß sie gar nicht wisse, wo ihr der Kopf stände, und gar nicht einsähe, wie man mit Allem fertig werden solle. Nicht einmal eine Tasse Kaffee nahm sie an, entgegnete bei dieser Gelegenheit aber: Ich habe vors Erste nicht so viel Zeit mehr, wie man im Auge leiden kann, und vors Zweite mach' ich mir auch nichts aus Kaffee. Wenn Sie aber ein Gläschen Kirsch hätten, liebe Madam, nur ein ganz kleines, ein Fingerhütchen voll, es ist doch

etwas

etwas frisch Heute und ich bin viel gelaufen, den würd' ich so grob sein zu trinken.

Sie meinte ein gebranntes Wasser dieses Namens. Die Erzieherin besaß nichts davon, ließ aber geschwind eine kleine Gabe holen. Diese genoß Frau Schmidt, nachdem sie ein höfliches: Auf Ihr Wohlsein, nicht versäumt hatte, und lobte die Sorte nachher. Dann küßte sie die Reihe herum, strömte ihre Abschiedsformeln aus, und verfügte sich im derben Eilmarsch nach der Klappschaise.

Elisabeth kam nicht so leicht davon bei ihrer Trennung, ob sie gleich zu ihrem Bräutigam reisen, und solche Anstalten dort treffen helfen sollte, wie sie unter allen wohl ein verliebtes Mädchen am liebsten trifft. Wehmuth hatte schon durch ihre Freude bei der künftigen Schwiegermutter Ankunft geblickt. Das Einpacken hatte sie mit einigem Beben vollzogen und mit nassen Augen ihren Koffer an den Wagen binden helfen. Doch als Frau Schmidt die Lebwohlküsse aufzudrücken begann, rannen dem herzigen Mägdlein große Tropfen über die Wangen. Es wurde ein helles Weinen daraus, wie nun Elisabeth sich bei der Erzieherin beurlaubte und für Alles empfangne Gute einen Dank stotterte, der wohl

nicht ganz so heiß vonnöthen schien. Nicht weniger bewegt reichte sie den Gespielinnen die Hand, und bat Jede, wenn sie sie etwa beleidigt haben sollte — ach die nur oft beleidigt Gewordene — es ihr zu vergeben. Bertha entließ sie mit einer stolz freundlichen Protekzionsmiene, Henriette blieb aber doch nicht ganz ungerührt, und Julie brachte sogar das Tuch selbst ein wenig an die Augen.

Es hätte noch länger damit gezögert, wäre nicht Frau Schmidt im Wagen ungeduldig geworden. Hurtig, mein Kind, rief sie laut genug, daß man im Zimmer es hören konnte, hurtig! Scheiden bringt Leiden, Wiedersehn bringt Freuden, über drei Wochen kömmt ja, wills Gott, Alles in Gänsau wieder zusammen.

Die Gerufene beeilte sich nun, und sah oft im Wegfahren noch aus der Klappschaise zurück.

Uebrigens ist zu erinnern, daß sich Frau Schmidt, bei Allem was sie gesagt, der Provinzialmundart bedient hatte, die man nicht nachschrieb, weil ihre so abweichenden Laute nicht wohl mit unserm deutschen Alphabeth wiederzugeben sind. Auch sei nachträglich bemerkt, daß man aus Herrn Schmidts Brief die, zuweilen etwas groben, Sprachfehler wegließ. Daß ein

Gutsbesitzer von ziemlicher Wohlhabenheit dergleichen Schnitzer machte, wundert gewiß Niemanden, der Gelegenheit hatte, Briefe von manchen, sogar sehr reichen, Gutsbesitzern zu sehn.

Von jetzt an bis zur Hochzeit des Fräuleins Gänsau ereignete sich im Hause der Frau Kluge nichts Besonderes. Nur Berthas Vormund kam und zeigte ihr an, er habe sich zeither gewundert, keine Antwort von ihrer Mutter eintreffen zu sehn, nun jedoch erfahren, daß sie nicht mehr in der Schweitz, sondern nach Paris gereis't sei. Man hätte die an sie gerichteten Briefe ihr von Lausanne nachgeschickt und so erkläre sich die Verspätung. Um desto mehr dürfe man nun aber baldigen Nachrichten entgegen sehn. Der General ließe ihr übrigens seine ehrerbietigste Hochachtung und zärtlichste Liebe erneut versichern. Einen Besuch würde er gleichwohl dann erst angemessen vollziehn können, wenn die Frau Mutter geantwortet haben, und ihm das unendliche Glück zu Theil geworden sein würde, sich als ihren erklärten Bräutigam ansehn zu dürfen.

Von dem Grafen hörte man anderweitig, er hätte sich über die verkäuflichen Ländereien in der Nähe mit dem gegenwärtigen Eigenthümer nicht einigen können, sich aber in die benachbar-

ten Gegenden verfügt, um mehrere noch feilgebotne zu sehn.

Henriette beunruhigte sich nachgrade. Hatte der Graf nicht schreiben wollen, im Fall er lange auszubleiben veranlaßt sei? Warum geschah es nicht? Erkrankte bereits seine Liebe an Unbeständigkeit? Gäbe ihr schnelles Entstehn es vielleicht um so gerechter zu besorgen?

Aengstliche Fragen für ein Mädchen in Henriettens Lage! Wenn Bertha mit ihren unerfreulichen Urtheilen recht gehabt haben sollte? Jene meinte anfänglich, Bertha hätte im Stillen einen Vergleich zwischen dem General und dem Grafen angestellt, einigen Anlaß daraus geschöpft, ihr den Letztern zu beneiden, und im Geist und Sinn der Mißgunst sich geäußert. Wenn sie gleichwohl in ihren Ansichten keinen Irrthum begangen hätte, wie demüthigend für Jene, die schon in so süße Träume sich einwiegen, solchen stolzen Hoffnungstempel bauen lernte.

Ein heitrer Lichtstrahl durchglänzte aber noch die trüben Gewölke vor ihrer Einbildungskraft. Ihr Vater, der Dragonerhauptmann, kam in die Pensionsanstalt, rief seine Tochter in ein Nebenzimmer, und fragte sie dort etwas gespannt:

ob sie einen Grafen Leeren, früher mit ihm bei einem Regiment, kennen gelernt hätte?

Schnell erröthend benachrichtigte ihn Henriette, wo es geschehen sei, ohne jedoch auf nähere Umstände einzugehn, oder ihm die Erwartungen zu nennen, welche diese Bekanntschaft ihr aufgeregt hatte.

Jener hob wieder an: Er hat an mich geschrieben, mich ersucht, hier einen Auftrag für ihn zu vollziehn, der einen Güterkauf angeht, mit dem er eben zu Stande gekommen ist. Ich soll in einem hiesigen Wechselhause nachfragen, ob nicht gewisse Geldanweisungen für Leeren bereit stehn? Zuletzt sagt er in dem Schreiben: er würde nach einigen Wochen hieher, gleich dann zu mir kommen, um, meiner Tochter willen, etwas mit mir zu reden, das sich besser mündlich als in einem Briefe abhandle.

Nun hüpfte dem Töchterchen das Herz hoch auf, denn nun schien doch einzuleuchten, keine flüchtige, sondern eine dauernde Leidenschaft hätte den Grafen entflammt. Jenem entging die frohe Bewegung nicht, er forschte weiter, und Henriette nahm keinen Anstand mehr, ihm Alles zu entdecken, was sich zwischen dem Grafen und ihr zugetragen hatte.

Der Vater entgegnete: Hm — so manches ist mir da räthselhaft. Ich sehe nicht ein, wie Leeren solche bedeutende Güter zu kaufen vermag, denn vor einigen Jahren hatte er noch sehr zerrüttete Vermögensumstände, mußte vom Dienstgehalt leben und war von Gläubigern bedrängt.

Henriette sagte: Man behauptete in der Tanzgesellschaft allgemein, daß er namhaft reich sei. Auch deuteten seine Juweelen, sein Aufzug an Pferden, Wagen, Livreen, dahin. Zudem will er sein Dienstverhältniß aufgeben.

Der Vater nahm das Wort: Mit den Geldanweisungen hat es übrigens auch seine Richtigkeit, denn ich war bei dem Wechsler, um mich zu befragen. Sie sind ansehnlich. Er kann gleich über Funfzigtausend Thaler disponiren, über zweimal so viel noch in anderweitigen Terminen. Ich besinne mich, daß er sonst von einem reichen Oheim sprach, den er zu beerben hoffte. Man glaubte indeß wenig daran, hielt es für eine Erfindung, um seine Gläubiger zu beschwichtigen. Dem Ansehn nach, ist es doch Wahrheit gewesen, vermuthlich der Oheim gestorben. Nun — wäre dem Allen so, und er hätte die Absicht, Dich zu heirathen, würde ich froh sein dürfen.

Einigen jugendlichen Leichtsinn ausgenommen, den er nun auch wohl abgelegt haben kann, ist Leeren gut und wacker, eine vielseitige Bildung an ihm nicht zu verkennen.

O wie froh machte Henrietten diese Unterredung. Sie trat die Reise zum Dörflein Gänsau um so vergnügter an, wie grade am folgenden Tag die Klappschaise zum Abholen vorfuhr.

Nun, meine Schäfchen, sagte Frau Kluge, machen Sie sich fertig, die Pelze umgenommen! Ich werde auch eine Wärmflasche in den Wagen besorgen, es ist kalt.

Bertha rief: Nur in das häßliche Fuhrwerk zu steigen wird mir schwer. Wär ich schon erklärte Braut, thät ich es gewiß nicht, und dann würde es vollend auch nicht mehr ziemen.

Ei, versetzte Henriette, ich würde doch nicht anstehn, das Vergnügen einer solchen kleinen lustigen Reise zu theilen, wenn der Graf auch förmlich schon um mich geworben hätte.

Man saß zu vieren ziemlich eng, desto öfter zeigte Bertha unterwegs ihren Unwillen, Henriette ließ sich die kleine Unbequemlichkeit nicht anfechten, und ihr Frohsinn theilte sich bald auch Julien mit.

Wenn man nun die Hochzeit zu Gänsau et-

was umständlich beschreiben wird, mögen die geneigten Leser es wie eine Episode solcher Art hinnehmen, wie deren Fielding in seinem Tom Jones verflochten hat.

Erstens sei erinnert, daß Herr Schmidt, der Gutsbesitzer, wohl eine Art Tendenz zum adlichen Landstand, aber sie doch, seinen Erziehungsanlagen, und Ausbildungsergebnissen nach, eben nicht bedeutend entwickelt hatte. Im Allgemeinen ließ sich davon sagen, daß Herr Schmidt meinte: einem Gutsbesitzer seiner Art ziemten am hohen Ehrentag Wein, und, wenn nicht alle, doch mehrere feine Speisen.

Aber seine Mutter lebte mit der Idee immer noch im Pachterstande, wobei man sich eben keine preußische Domänen- und noch weniger französische Finanzpächter zu denken hat, vielmehr eine Bildungsstufe, die ein gewöhnlicher Bauer, und zwar im gewöhnlichen Norddeutschland, zunächst beim Aufsteigen betreten würde. Es ist aber dieses Aufsteigen, beiläufig erwähnt, vom Niedersteigen der Kornpreise auf dem Lande in neueren Zeiten viel gehemmt worden.

Aus dem Ideenleben der Mutter folgte aber, daß es bei den entworfnen Planen und Vorbereitungen zum Hochzeitfest um so mehr pachter-

haft zuging, als sie hauptsächlich damit beauftragt, und der Sohn mit einer untergeordneten, kaum hie und da beiräthigen, Stimme zufrieden war. Mit den Speisen drang Jene völlig durch, und entschied sich für die Quantität, nicht die Qualität, und als sie hinsichtlich der Getränke Bier und — Branntwein, der Sohn hingegen Wein schicklich hielt, ward der Streit noch dahin ausgeglichen, daß jede Sorte auf Tafeln und Schoßkelle — die Folge wird zeigen, was sich darunter verstand — Platz finden sollte.

Wir müssen nun ein Wörtchen von der Oertlichkeit in Gänsau sprechen. Der vorige Besitzer hatte in vorigen, das heißt für den Landbau noch günstigen, Zeiten, ein artiges Wohnhaus, eine rechte Zierde für den Herrnhof gebaut. Es war zehn Fenster breit, zwei Stock hoch, und enthielt in der Mansarde noch Zimmer. Man konnte hier also nicht allein die Angehörigen bequem unterbringen, sondern auch Fremde, die sich zum Besuch einfanden, oder Gäste, die man zu Festen eingeladen hatte, in guter Menge herbergen. Nun stand es jedoch anders. Herr Schmidt hatte überlegt, daß ihm die sogenannte prima materia, hieß das Getraide, jetzt, wo es so wenig galt, kaum das Salz auf dem Brot

abwürfe, und daß er, um beſſere Einträglichkeit herauszuwirthſchaften, eine secunda materia daraus zu machen hätte. Kurz, von den zehn Fenſtern waren ſieben durch beide Stockwerke, zu einer Branntweinbrennerei abgeſchnitten. Nach Verhoffen ſchlug ihr Gewinn demungeachtet nicht aus, weil zu viele Güterbeſitzer gegenwärtig ihr Vaterland mit Geiſt verſahen. Wie hätte Herr Schmidt aber nicht wiſſen ſollen, daß auf dem Lande vorzüglich Wolle in die Wolle bringt, und Herrn Williams Bankbruch in London, mit ſeinen ſchlimmen Einflüſſen auf die Wollpreiſe, hatte damal ſich noch nicht ereignet. Kurz, was von der Manſarde noch übrig geblieben, war zum Wollboden, zum veredelten, nach Klopſtocks Redeweiſe, zum edleren, oder zum Magazin der dem Schaafadel — es giebt bekanntlich einen hohen und niedern — entſchoornen Bekleidung gemacht. Es folgte, daß Herr Schmidt unten nur noch ein Zimmer für ſich, nebſt einem kleinen Schlafgemach, und hinten bei der Küche eins für das Geſinde, eine Treppe hoch aber, neben Vorraths- und Rumpelkammern, nur eine ſogenannte Putzſtube noch hatte, wo man einen Fremden aufnehmen konnte, zur Noth Einige, die ſich dann behelfen mußten. Für Herrn

Schmidt reichte es so aus, denn Geselligkeit zählte er eben nicht zu seinen Tugenden. Er stattete bei Fremden keine Besuche ab, ein Grund aus dem er auch selten deren empfing. Meistens war die Stube Oben für den Justiziarius, der zuweilen erschien, bestimmt, oft wurde aber auch Obst darin aufgeschüttet.

Von dem noch vorhandnen Nebenhäuschen war schon die Rede, es hatte rechts und links ein Zimmerchen mit geringem Zubehör. Eine Seite bewohnte die Pächterin Mutter, oder Frau Schmidt die Wittwe, die andere der Kornschreiber.

Es folgte nun auch, daß es auf dem Gänsauer Herrnhofe empfindlich an Gelaß fehlen mußte, wenn sich die Fremden in guter Zahl einfanden. Und aus einer guten Zahl von Rücksichten hatte man eine solche zum Hochzeitfest einladen zu müssen vermeint. Es blieb nichts übrig, als daß man sich zu helfen suchte, wie man konnte.

Man hatte Verwandte, Nachbarn und Geschäftsfreunde einladen müssen, ihre Zahl stieg auf 42, schreibe zweiundvierzig.

Zur ersten Rubrik gehörten.

1) Der Pachter Schmidt, des Bräutigams

Oheim. Es dient zur Nachricht, daß es ein alter verdrießlicher Grießgram war, und daß er schon mit dem Vater des Bräutigams, folglich seinem leiblichen Bruder, seit langen Jahren in Feindschaft lebte, und daß sie einander nicht sahen. Der Grund schien Neid des weniger Bemittelten auf den wohlhabend Gewordnen zu sein. Man hatte ihn nur, wie es genannt wird, Schande halber, gebeten, und in der Hoffnung, er würde nicht kommen, sich hierin jedoch betrogen. Vielleicht dachte er: warum soll ich dem reichen Volke noch das Essen und Trinken schenken? So fand er sich denn ein, seine Frau aber nicht, und das nicht blos, weil sie vor acht Monaten gestorben war, denn sie wäre, auch noch lebend gewesen, nicht erschienen, weil sie der Neid noch mehr als ihren Mann gepeinigt hatte. Die beiden Töchter des Pachters 2) und 3) kamen auch. Auf sie schien der Familienneid nicht übergegangen, was nicht allein ihre frische Freundlichkeit bezeugte, sondern auch ihre schreiendrothen Wangen, im Gegensatz jener Empfindung, die gelb färben soll. In der Umgegend nannte man sie ein Paar rechte Stücken Fleisch, zielte jedoch nur damit auf ihre Länge, Breite und Arbeitstüchtigkeit, denn bösen Leumund hatten

ſie nicht veranlaßt. 4) Die Schneidemüllerwittwe Schmidt, vom zweiten Vatersbruder nachgelaßen. Die Frau ſtand ſich gut, doch wer ein gutes Geſicht von ihr begehrte, hatte ſie Frau Mühlenmeiſterin anzureden. Etwas ſcheelſüchtig war ſie freilich auch, daß es ihrem Neffen ſo gut ging, fand ſich indeß um ſo mehr darin, als es ihr doch eben nicht übel ging. Sie wollte bei dem vorliegenden Ehrentage ſich auch nicht lumpen laſſen, was ihr Schwager, der Pachter beſchloſſen hatte, vielmehr dem jungen Paare zwölf ſilberne Eßlöffel zum Hochzeitgeſchenk darbringen. Man hatte ſtets von ihrem verſtorbnen Mann geſagt: er hätte bei dem Bau und der Bewirthſchaftung ſeiner Schneidemühle, ſeinen Schnitt gemacht. Dies war dem Begriffe nach richtig, beim wie log aber die böſe Welt. Die Mühle lag tief im Wald, auf dem Strom, welcher ſie trieb, ließen ſich ihr Stämme bequem zuführen, und die Bretter eben ſo zu Waſſer abholen. Daher gab es immer vollauf zu thun, und die nebenbei getriebne Krugnahrung an einer viel bereiſten Landſtraße blieb auch nicht unbelohnt, weil man ſich dabei auf das Schnellen verſtanden haben ſollte. Wenn es aber noch hieß: der Schneidemüller hätte im umliegenden landesherr-

lichen Forst vieles Holz gestohlen, auf eigne Rechnung in Brettern zerlegt und diese verkauft, so würde ihm das ohne Zweifel sehr einträglich gewesen sein, indeß befand es sich doch nicht so, und vom Gewinn schwand daher wieder etwas. Sein langjähriger Freund und Gevatter, der Förster Gutmann, unter dessen Aufsicht die Waldung umher stand, hatte nur nicht aufgesehn, wenn Schmidt durch seine Leute Bäume fällen ließ, und diesen sagte, er habe sie gekauft. Doch blieb auch wahr, daß er dem Gevatter, wie billig, das Wegsehn abkaufen mußte, ob er schon sich dabei viel billiger finden ließ, als die Forsttaxe. Schmidts Vermögen wurde aber bei seinem Tode auf mehr als 12,000 Thaler taxirt, Mühle, Krug, ersparte Kapitalien zusammenbegriffen. Dazu gab es freilich drei liebe Kinder, zweie davon, als Gäste 5) und 6) waren auch sehr nützliche, die Söhne nehmlich, zu Mühlenknappen wohl auferzogen, und jetzt schon in den Zwanzigen. Sie standen vereint dem Schmiede- und Sägewerk vor. Bauern, Holzfäller und Postknechte umher sagten einmüthig, es wären zwei recht grobe Schlingel, und wenn solche Leute es fanden, mußte etwas daran sein. Doch nicht wie sie, ob sie schon eben so viel Geld hatte,

was sie also eben so hätte machen können, war 7) Sußchen, ihre Schwester, vulgo Suse genannt. Sie war das älteste Kind, hätte längst gerne einen Mann gehabt, der sich aber in dem tiefen Wald bisher nicht gefunden. Mit Fuhrleuten und derlei, was den Krug besuchte, konnte ihrem Stolz nicht gedient sein, es traten indeß wohl andere Reisende ab, Kaufleute, die zur Messe gingen, Messer, die nehmlich das Feld maaßen, Candidaten, die irgendwo Gastpredigten halten wollten und mehr. Aus Solchen hätte Sußchen gern einen Mann gewählt, dafern sie Einer wählen wollen. Einen zu bewegen, hatte sie sich, aus Mangel einer natürlichen, eine künstliche freundliche Miene zugelegt. Man würde sie haben süß nennen dürfen, wär' es bei dem ursprünglich höchst sauern Ausdruck ihres pockengrübigen Gesichts dahin gekommen, von sauersüß ließ sich jedoch reden. Einen Vorschlag hatte sie zwar gehabt, doch ihn nicht ergreifen wollen. Der Förster Gutmann hatte nehmlich einen erwachsenen Sohn, dieser aber die Gewohnheit, immer den Mund aufzuhalten und nichts damit zu sprechen, oder wenn es geschah, etwas, worüber männichlich lachte. Viele Mühe hatte sich der Alte schon gegeben, sich den Sohn adjungi-

ren zu lassen, und dem Forstmeister deshalb manchen überzähligen Rehbock und Hirsch geliefert, wiewohl der Forstmeister zu gewissenhaft war, um dergleichen anzunehmen, und man es jederzeit verstohlen in die Küche bringen mußte. Hartnäckig widerstrebte er bei dem Allen jenem Plan und pflegte zu wiederholen: Ihr Sohn versteht nichts, gar nichts, unmöglich kann ich ihn empfehlen. Gutmann dachte nun auf des Ermöglichen und hielt dafür, mit goldnen Kugeln müsse hier geschossen werden. Um es leichter übersehn zu können, sollte Bernhard — insgemein Bernd gerufen — eine Frau mit etlichen Tausend Thalern nehmen. Dann wollte ihn der Vater mit Hundert Dukaten verständig genug machen. Daß sie der Forstmeister im höchsten Zorn ablehnen würde, bezweifelte er nicht, aber auch nicht, daß sie die Frau Forstmeisterin empfinge, wenn man es nur recht anfinge. Erst wollte er sie Abends im Dunkeln ihr zustecken, eine gute Methode, des überhobnen Erröthens willen. Späterhin fiel ihm aber etwas ein, das grandioser heißen konnte, und auch das allerinnerste Gewissen fleckenrein ließ. Er wollte jene Dame, die ein Spielchen liebte, nach dem Forsthause invitiren, ihr eine Parthie Piquet antragen, dergestalt spielen und

und nicht zu spielen aufhören, bis der letzte Holländer verspielt war. Die Frau Mühlenmeisterin war mit dem Plan einverstanden, schon weil er die innigen Beziehungen zwischen der Försterei, den landesherrlichen Bäumen und der Schneidemühle, verlängern konnte. Doch sieheda, ihr Töchterchen wollte nicht. Des Gevatters Sohn, rief sie, wäre ihr zu dumm. Freilich theilten Andere da ihre Meinung, in sofern er in der Umgegend Försters dummer Junge, auch der schaafsköpfige Bernd hieß, und Leute, die für klug gelten wollten, zu behaupten pflegten: die Wärterin müsse ihn als Kind einmal auf den Kopf haben fallen lassen. Zu Schlägen wollte nun die Mutter nicht gleich greifen, vertröstete aber den Weidmann und sagte: es wäre Ziererei, wie sie die Mädchen wohl an sich hätten, er sollte nur einige Zeit warten, Suse würde sich schon fügen, wo nicht, gäbe es noch einen Stock.

Man konnte nicht unbedingt sagen, daß Sußchen dem Försterſohn abgeneigt gewesen wäre, er hatte vielmehr etwas in seiner, wohl krumm und schleppend getragnen, demungeachtet kernhaften Gestalt, worauf sie bereits ein Auge geworfen, doch flüchtig nur. Fester hatte sie, und seit Jahren, wiewohl nicht eben mit vieler Hoff-

nung, das andere auf Peter Schmidt gerichtet, vermeint, er hätte Geld, sie auch, so könne es keine passendere Heirath geben, und die Vetterschaft legte ihr wohl kein Hinderniß. Aus einigen freundlichen Worten hatte sie sogar eine solche Absicht bei ihm vermuthet, und daher beinahe in den Waldstrom springen wollen, als sie gehört, der Vetter heirathete eine Andere. Gleichwohl hatte sie sich besonnen, vermeint, es würde Schade um ein Mädchen wie sie sein, und sich damit begnügt, den Vetter einen hochmüthigen Esel zu nennen, daß er sich eine Adliche nähme, und einen dummen obenein, weil die Adliche eine nackte Trine sei. Erst wollte sie nun aus Zorn die Hochzeit gar nicht besuchen, dann überlegte sie aber, daß sich dort annehmliche Männer, und von besserm Gehalt auch als Försters dummer Junge vorfinden würden und die gute Gelegenheit, einen davon in die ausgeworfne Angelruthe beißen zu sehn, nicht versäumt bleiben müsse. Sollte sie jedoch, wie manche ähnliche schon, zwecklos entfliehen, dann wollte sich die Müllerstochter auch nicht zu jener Heirath schlagen lassen, vielmehr sie gütlich knüpfen. Läugnete sie doch nicht ab, daß ein dummer Mann für die Frau seine gute Seite auch haben müsse.

Dies waren die nahen Verwandten, weitläuftige aber noch zählte Herr Schmidt 8) den Cantor Schmidt aus der Stadt, einen gewaltigen Baßsänger und Biertrinker, 9) seine Gattin, die öde thun zu müssen glaubte, sich zur Geistlichkeit zählend, 10) deren Sohn, Theolog, eben von der Hochschule gekommen, und den Vater bei jeder Gelegenheit hofmeisternd, 11) und 12) deren Töchter, eine schlecht gewachsen und eine verwachsen, Letztre jedoch musikalisch und romantischen Gemüths, die ganze Cantorfamilie, wie Zeichen ergaben, nicht in beneidenswerthen Glücksumständen, ferner seitenverwandt von ihrer Mutter her, 13) die Jungfer Reichardt, eine Mehlhändlertochter und Waise von vierzig Jahren, erzog wieder 14) Luischen, jetzt zwölf bis dreizehn Jahr, als eine Waise. Spötter sagten, Luischen wäre ein angenommenes Kind, weil man dafür hielt, daß sie der Jungfer Töchterchen wäre. So weit gingen des Bräutigams Verwandte, die der Braut wohnten in einer ziemlich entlegnen Gegend und waren nicht eingeladen, eine Tante ausgenommen, die Herrn Schmidt aber geantwortet hatte: Weil Sich meine Näße mesalgirt so werde nicht uf ihrer Hogzeit komen. Geschäftsfreunde und Nach-

baren folgten nun, als 15) der Justiziarius, ein Mann von dürrer Gestalt und trocknen Gesprächen, 16) der Kaufmann Blank aus der Stadt, eigentlich, weil ein Bankrottchen ihn um Waaren und Kredit gebracht, nur ein Verkaufmann für Andere, oder Mäkler, doch von Umsicht, mußte sowohl Herrn Schmidts Wolle, als sein Getreide, abzulassendes Schlachtvieh und andere Artikel an den Mann bringen, und war daneben ein redseliger Politiker, 17) dessen junge Frau, die dritte bereits, um die er sich jedoch wenig bekümmerte, viel aber 18) Herr Schnell, ein witziger Tanzmeister, den man wie den Bekannten bekannt, mit ihr zugleich bitten mußte, weil sie sonst sich langweilte, 19) der Weißgerber Tummel aus der Stadt, der zu Gänsau und in der Umgegend die Schaaffelle kaufte, reich, wie es hieß, 20) dessen alte schielende Frau, durch Geitz berühmt, 21) und 22) deren beide Söhne, die bis vier oder fünf Uhr Abends mit löblichem Fleiß übelriechende Thierhäute säuberten, dann aber kölnisches Wasser ins Haar rieben, sich in Modekleidung warfen, spazieren ritten oder im Theater kritisiren halfen, 23) deren fette Tochter, die stolz that und vornehm durch ein Glas sah. Jetzt kamen bloße Nachbarn an

die Reihe, als vom nächsten Dorfe, wo Herr Schmidt sonst gelebt, 24) der Herr Lieutenant, der seine schmale Pension dort verzehrte, gern schmarotzte, aber auch die Gesellschaft, in der er sich befand, gut von seinen ehemaligen Kriegsthaten unterhielt, übrigens nur als der Herr Lieutenant bekannt war, ohne daß man um seinen Namen gefragt hätte, 25) die Frau Lieutenantin, meistens die lustige Frau Lieutenantin bezeichnet, weil sie gerne spaßte und derb, auch wohl ein Zötlein einmengte, 26) deren älteste Tochter, die überaus schnell Strümpfe strickte und sich davon nett in Kleidung erhielt, wenn auch nicht im neusten Geschmack, 27) deren jüngere Tochter, welche trug, was Jene abgelegt hatte, meistens noch ein Kind und sehr naseweis, 28) der schon erwähnte Förster Gutmann, von dem nachzuholen, daß er nicht gegen Alle ein guter Mann war, gegen die Armuth z. B. gar nicht. Er hatte einst armer Leute Kinder, welche Raffholz auflasen, jämmerlich zerprügelt, der Kleinen Vater ihn aber in Repressalie noch mehr, ja bei der Gelegenheit ihn dergestalt in einen Graben geworfen, daß Herr Gutmann das Bein verrenkt, und nun hinkte, wovon ihm die harte Gefängnißstrafe, die Jener leiden mußte,

doch lebelang nicht mehr half. Ferner 29) dessen Sohn und 30) dessen Vetter, bei ihm der edlen Jägerei beflissen, ein muntres Bürschchen von funfzehn Jahren, 31) Herrn Schmidts Kornschreiber, der seinen altfränkischen und wenig sinnigen Titel gern mit dem eines Oekonomie-Inspektors vertauscht hätte, woran jedoch sein Brotherr, der Titelsucht abgeneigt, nicht wollte, 22) des Kornschreibers Gattin, eine ehrsame Bauerntochter, und den vaterhäuslichen Sitten nicht entfremdet, 33) und 34) deren Brüder, noch im Vaterhause beim Feldbau thätig, doch einige Jahre im Soldatenstande gewesen und daher deshalb gradlinigter und abgerundeter anzusehn, als die Frau Schwester, und lustig, doch mußten sie erst etwas getrunken haben. Den ganz einheimischen Klerus samt Zubehör nennen wir zuletzt, als 35) den großen baumstarken Herrn Prediger, 36) die kleine schwächliche Frau Predigerin, welche einst durch ihre holde Fürbitte beim vorigen Kirchenpatron ihrem Mann die Pfarre verschafft hatte, 37) deren Töchterchen, erst neun Jahre und sehr verzärtelt, endlich 38) der Küster, eine ehrliche Haut, und im Anfertigen von Dreschflegeln für die Landleute nicht ungeschickt. Frau Kluge, nebst ihren drei Schäf-

chen wurden längst genannt, sie ergänzten die Summe der 42 Gäste, wobei noch einige kleine Kinder nicht mit eingerechnet waren.

Sechs Einheimische durfte man nicht unterbringen, auch der Kornschreiberin zwei Brüder mußten noch beim Schwager einkriechen, 34 Personen aber und einige Kindlein galt es zu herbergen. Es fehlte in Herrn Schmidts wohleingerichteter Hauswirthschaft nicht an Betten, doch an hinreichenden Bettstellen, und hätte man letztere auch besessen, würde immer ein Mangel an Stellen für die Bettstellen vorhanden gewesen sein, wenn ein vorhandner Mangel nehmlich kein Widerspruch ist. Da blieb nichts übrig, als Streuen zu machen, doch wurden sie mit Betttüchern, Kopfpolstern, Decken u. s. w. belegt. Ehe noch die Gäste erschienen, hatte Frau Schmidt schon bestimmt, in welcher Art es geschehn sollte. Die große Wohnstube mußte für die Festlichkeit frei bleiben, und das Schlafgemach auch, im Gesindezimmer hinten sollten aber die sieben Männer, als der Pachter, der Cantor, der Justiziar, der Kaufmann, der Weißgerber, der Lieutenant und der Förster ihre Lagerstatt erhalten, und das eigne Gesind, wie die mitgekommenen Lohnkutscher, Knechte u. s. w.

in diversen Ställen und Scheunen Platz nehmen. Die sechs Frauen, als die Schneidemüllerwittwe, die Cantorin, Madame Blank, die zwei kleine Kinder, von sechs und fünf Jahren noch bei sich hatte, die Frau des Lohgerbers, die Frau Lieutenantin, und Frau Kluge, sollten in einer Vorrathskammer Oben hausen. Den dreizehn Mädchen, dem buntesten und lustigsten Verein, aus Bertha, Henrietten, Julien, den zwei rothbäckigen Pachtertöchtern, den dito Cantortöchtern, dem halb versprochenen Suschen, der alten Jungfer, die auf den Vorschlag, sich zu den Frauen zu gesellen, nicht würde eingegangen sein, wenn man ihn ihr auch gemacht hätte, ihrem angenommenen Luischen, der fetten Gerbertochter und den beiden weiblichen Sprößlingen des Herrn Lieutenants bestehend, war das Fremdenzimmer zugedacht, weil Stroh genug für sie Alle darin liegen konnte. Zugleich hatten sie die ehrbare Frauengesellschaft in ihrer Nähe. Die acht Junggesellen aber, nehmlich den Theologen, den Tanzmeister, Försters Sohn, Försters Vetter, die zwei feinen Gerber- und die zwei groben Schneidemüllersöhne, mußte man billig von der Mädchenstreu weit entfernt halten. Auf

den Boden des kleinen Nebenhauses wollte man die ihrige deshalb niederlegen.

Frau Kluge und ihre Schääfchen trafen gegen Abend, bei schön aufgegangnem Mondlicht und reiner Winterluft, zu Gänsau ein. Die meisten Gäste waren bereits eingetroffen und die Antipathie der Städter und Dörfer hatte sich hie und da schon geäußert, vorzüglich bei den erkornen Belustigungen am heutigen hochzeitlichen Vorabend, altsittig Polterabend genannt.

Als der Wagen an die Thüre fuhr, kam Frau Schmidt, eine große Schürze um die Hauskleidung gewunden, herbeigeeilt, öffnete den Wagen, ehe noch die Pferde ganz standen, und half dergestalt beim Aussteigen, daß jedesmal sich mehr von einem Wurf als einem Zug hätte reden lassen, worauf die schmetternden Küße folgten. Elisabeth, als sie hörte, wer angelangt sei, kam auch aus der Küche gelaufen, doch nur um nach einem kurzen freudigen Bewillkommnen sich schnell dahin zurückzubegeben, so geschäftig war sie. Auch ihr fehlte die Schürze nicht über den nun derberen Anzug, als sie in der Stadt ihn getragen, übrigens hatte sie den Ausdruck des guter Dinge sein höchst lebendig in den funkelnden Augen.

Der Bräutigam stolperte ein wenig, als er im Hausflur erschien, um die Damen ins Zimmer begleiten zu helfen. Daß er eine lange irdne Pfeife dabei im Munde hatte, würde in einer großen Stadt wenig geziemt haben, doch hier fand man es in der Ordnung, daß kaum die im Wohngemach befindlichen Personen vor dichtem Qualm zu sehn waren. Henriette und Julie rümpften die Näschen freilich darüber und Bertha fing selbst an zu husten, ihre Erzieherin flüsterte ihnen aber zu: Ländlich sittlich, meine Schääfchen, zeigen Sie ja keine Befremdung.

Vor der Hand gab es dazu auch nicht einmal Zeit, sie mußten Platz und Erfrischungen nehmen, wobei die Hochzeitmutter und Honneursmacherin unaufhörlich nöthigte. Herr Schmidt ging zu seinem Lombertisch zurück, von dem er aufgestanden gewesen, und an welchem der Herr Lieutenant und der Förster mit ihm saßen. Auf der anderen Seite hatte der Cantor eine Whistparthie ordnen wollen, und sowohl der Kaufmann als der städtische Gerber waren es so zufrieden gewesen, nicht aber der ländliche Pachter, weil er es nicht verstand, man mußte sich daher zum deutschen Solo bequemen.

Die Frauen hatten sich zusammen in einen

Winkel gesetzt, wo sie leise plauderten, die Frau Lieutenantin ausgenommen, die als Spaßmacherin laut sprach, bisweilen auch schrie. Hier waren Stadt und Dorf am meisten gemengt, und schienen friedlich, mochten sich die Partheien gleich im Stillen über einander aufhalten.

Bei der lieben Jugend war es dafür zu einer Trennung gekommen. Die städtische nur blieb im Zimmer, bildete in der Mitte einen Halbkreis. Die Gerbersöhne verrichteten das Amt der Witzlinge, und die Cantorstöchter wollten über ihre Einfälle sich halb todt lachen. Der Theolog machte selbst den Schöngeist, gab Sylbenräthsel auf, fertigte deren eigne und die fette Gerbertochter suchte mit einem Talent zum Errathen zu glänzen. Es würde in dem Allen mehr noch geschehen sein, auch die verwachsne Cantorstochter öfter gesungen haben, was sie so gern that, hätte nicht Frau Schmidt so emsig gesorgt, daß jeder Mund mit Kaffee, Schokolade, dickem Kuchen, Schinken, Wurst, schwerem Butterbrot u. s. w. gestopft gewesen wäre. Auf die Länge aber schienen der alten Jungfer die Geistesspiele zu trocken, weil sie das Küssen liebte. Sie brachte deshalb ein Pfandspiel in Vorschlag, was man auch annahm. Doch fühlte sie bald

dabei Unwillen und die verwachsne Cantorstochter auch. Denn schon war das Verhältniß dreier jungen Männer zu fünf Mädchen nicht günstig, und demnächst schien es, als lenkte der Theolog es so, daß er die Lippen der Gerbertochter zu berühren hatte, und ihre Brüder suchten meistens an Luischen, oder wenigstens an die nur schlecht gewachsne Cantorstochter zu kommen. Jungfer Reichardt suchte also bei der Hausmutter um einen großen Tisch und Karten nach, weil man, wie sie sagte, am gescheutsten thun würde, Hahnrei oder Rutschfieken zu spielen. So geschah es denn auch.

Uebrigens gehörte der Tanzmeister, als Junggesell, wohl in diesen Kreis, fand sich jedoch nur ab und zu hier ein, und blieb dagegen meistens bei den Frauen, um der Madame Blank seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Auch nahm sie es sichtbar übel auf, wenn er sich einmal entfernte.

Doch weit muntrer ging es im Garten zu, wohin sich bei Tage noch die liebe Dorfjugend verfügt hatte, und woher sie immer noch nicht zurückkehrte, wiewohl der Mond bereits lange schien. Der Teich war gefroren, auf dem spiegelglatten Eis schlitterten die Jünglinge, auch nahmen unter den Mädchen die zwei rothbacki-

gen Pachtertöchter und die jüngste des Herrn Lieutenants Theil. Die anderen standen am Ufer, sahen mit Wohlgefallen die Bewegungen der Rüstigen, und sprangen mit lustigem Gelächter in die Höhe, wenn der Sohn des Försters, der die seinigen ungeschickt vollzog, der Länge nach über den Haufen fiel, was Andere auch wohl aus Neckerei veranlaßten, oder sonst den plumpen Gesellen verspotteten. Suschen, die Schneidemüllertochter, hatte freilich keinen Grund in vollem Ernst zu lachen, denn Bernd wurde ohne Zweifel ihr Mann, wenn sich bei diesem Feste kein besserer für sie fand.

Man wechselte jedoch ab. Des Försters muntrer Vetter schlug ein Spiel vor, welches in die Reihe nützlicher gymnastischen Uebungen treten könnte, nur keinen wohllautenden Namen erhielt, nehmlich Sauball. Die lustigen Bauernsöhne pflichteten ihm bei, wühlten mühsam im harten Boden Grübchen aus, und brachen im nahen Haselbusch Stöcke, als Erfordernisse.

Wohl eine Stunde brachte man dabei zu, und das ohnehin nicht frostige Völkchen erwärmte sich damit so, daß man Schweistropfen erblickte. Dann ging es wieder nach dem Teich, wohin nun aber ein Knecht des Herrn Schmidt einen

Schlitten, der sich noch im Wagenhause fand, brachte. Auf diesem zog man die Mädchen, und als Elisabeth in den Garten kam, um nach ihnen auszusehn, und überhaupt die Leutchen zu bitten, sie möchten nun in die Gesellschaft kommen und etwas genießen, da lud man sie auch zu einer Fahrt ein, folgte ihr aber nicht, als sie vollendet war.

Die beiden groben Schneidemühlenknappen waren auch ungemein vergnügt, und thaten nicht so geldstolz wie gewöhnlich. Ihnen verlangte aber nach einem neuen Spiele, das sie liebten, und betitelt ist: der Knüppel geht 'rum. Die älteste Lieutenantstochter — man pflegte beide Jungfer Lieutnanten anzureden — erklärte indeß gleich, sie würde es nicht mitspielen, wohl aber: der Klumpsack geht 'rum. Man war es auch zufrieden und drehte aus einem ziemlich großen Taschentuch einen Klump= richtiger Plumpsack. Das Spiel war füglich im Mondlicht zu vollziehn, obwohl die dabei ausgetheilten Schläge nicht romantisch heißen konnten. Sie führten gleichwohl öfter schon zur Romantik, in sofern man Liebe jederzeit so nennen will. Denn es kömmt auf mancherlei bei den erwähnten Schlägen an. Wer z. B. mit dem Plumpsack herum=

geht, um ihn unvermerkt Jemanden im Kreise mitzutheilen, deutet schon dem ein Wohlwollen an, in dessen Hand er gleitet, weil mit dem Empfang das Vergnügen entsteht, den Nächsten prügeln zu dürfen, obschon nach christlichen Lehren das Niemand sollte. Aufmerksame hätten hier gleich Beobachtungen anstellen und Schlüsse daraus ziehn können. So erhielten die sauersüße Müllertochter und der Försterpinsel nie oder gar selten den Plumpsack, wohl aber die ältere Lieutenantstochter und die rothbäckigste von den Pachterdirnlein oft. Es waren der eine Mühlenknappe und der ältere Bauersohn — mit naher Aussicht des Vaters Hof zu übernehmen — die Jenen vorzugsweise ihn zusteckten. Es geschah aus billiger Dankbarkeit wieder. Von Seiten des flinken Jägerburschen und der jüngeren Lieutenantstochter ereignete sich etwas Aehnliches. Daneben kam viel auf die Schläge an. Suschen hatte den Verdruß, wenn sie deren empfing, sie kaum zu fühlen, so obenhin wurden sie ertheilt, doch war es ihr auch ziemlich gleichgültig, weil Niemand in der Gartenversammlung einiges Gewicht für sie hatte, und sie auch, als — gleichsam eine vorausgesandte Schleichpatroll — der jüngere Bauersohn einige derbere Rückenberüh-

rungen versuchte, die nicht schöne Müllerin nicht einmal that, als nähme sie es wahr, worauf Jener klüglich abließ. Unter nicht wenigem Kichern des Wohlgefallens hörten und fühlten aber zwei schon erwähnte Mädchen das gewundne Tuch sehr hart auf ihre Schultern fallen, und belohnten gelegentlich die Geber der Streiche, wovon ihnen am nächsten Tag die Haut ziemlich gefärbt war, mit ähnlichen Artigkeiten.

Dabei stand es hier noch, als Elisabeth gelaufen kam, und dringend bat, die Gartenversammlung möchte doch nun sich in die Stubenversammlung begeben, weil ihre künftige Schwiegermutter schon ganz böse wäre, daß Niemand aus Jener etwas genösse. Danach fragten die Leutchen aber nicht, zumal die Prügel genossen, luden vielmehr Elisabeth ein, auch Plumpsack mitzuspielen. Sie entgegnete: man dürfe ja nur drinnen Oberamtmann und Stöpchen spielen, dabei gäbe es auch einen Plumpsack, ihre Freundinnen aus der Stadt wären eben angelangt, der Kornschreiber mit seiner Familie auch, Alles würde im Hause nun beisammen sein, wenn die aus dem Garten auch kämen.

Man ließ sich jetzt erbitten, obschon jene Benachrichtigung für den männlichen und weiblichen

chen Theil ihr Unangenehmes hatte. Daß auch adliche Fräuleins aus der Stadt kämen, wußte man, doch hätten Mühlenknappen, Bauersöhne und vor Allem das Förstersöhnchen, aus einer gewissen Scheu, sie gerne wegbleiben sehn, und die Mädchen fürchteten insgesamt, der adliche Staat aus der Stadt würde an ihrem Verdunkeln vollenden, was die Töchter des Gerbers und Cantors daran noch übrig gelassen hätten. Dennoch mußte einmal hineingegangen sein, männlich beschloß aber im Stillen, sich mit den Stadtleuten, mit den adlichen Fräuleins, nichts zu schaffen machen zu wollen. Nur Suschen dachte, was die Stadtmänner anging, verschieden. Sie, als eine reiche Müllerstochter, vermeinte wohl eines Stadtbräutigams, und zwar eines für sie und ihre Mutter annehmlichen, werth zu sein. Daher hatte sie vorhin auch, obschon nur im Besitz von zweien, drei Augen nacheinander ausgeworfen, nehmlich auf den Theologen — warum hätte sie nicht gern eine Frau Predigerin werden sollen? — und auf die beiden Gerbersöhne — nannte man sie doch reich, was hätte Suschen abhalten sollen, Einen davon zu nehmen? Nur weil sich alle Dreie nicht um sie bekümmert hatten, war sie der Dorfju-

gend in den Garten gefolgt. Man konnte aber nicht wissen, was sich noch ereignen würde.

Die Schäfchen der Frau Kluge nahmen keinen Theil an den Spielen. Der junge Theolog ging auch davon weg, um Bertha zu unterhalten, die er in der Stadt bereits gesehn hatte. Es bewog die beiden Gerbersöhne bei Henrietten und Julien dasselbe zu thun, und es geschah mit so guter Manier, daß die Mädchen, welche sie nicht kannten, ein Paar junge Cavaliere in den Gerbersöhnen vermutheten. Der Cantor gab seine Karte jedoch einem Anderen und rief den Sohn hinaus. Ich dachte, sagte er ihm, Du wolltest Dich an die Gerbertochter machen, und freute mich, denn sie hat Geld. Nun gehst Du von ihr weg, das wird sie übel nehmen und bei dem adlichen Fräulein ist für Dich nichts zu thun. Wenn Sie mir doch in solchen Dingen nicht rathen wollten, versetzte der kluge Sohn, ich weiß schon, was dabei zu thun ist. Er ging wieder zu Bertha und that so angelegentlich freundlich, daß ihr Stolz es übel aufzunehmen begann. Das ließ er auf sich beruhen und setzte sich wieder an die Seite der fetten Gerbertochter, die vorher ihn wohlgefällig angelächelt hatte, nun aber düster von ihm

wegsah und ihm einsylbige Antworten gab. Vortrefflich, dachte er im Stillen, hätte ich keinen günstigen Eindruck auf sie gemacht, würden nicht eifersüchtige Empfindungen in ihrem Gemüth erwachen. Hier kann ich fortfahren und hoffen. Der Theolog war ein rechnender Liebhaber.

Als einen fühlenden bewies sich hingegen der ältere Müllerssohn, dessen Grobheit wie verschwunden schien und einem sanften feinen Betragen Platz gemacht hatte.

Es wurde später und die männliche Dorfjugend schlich hinaus, woraus folgte, daß sich die Mädchen allein zusammen unterhalten mußten. Bald gingen aber auch die Gerberssöhne hinaus und die Schwester folgte. Dörfisch und städtisch sollte nun der Polterabend gefeiert sein.

Jenes wurde mittelst alter Töpfe, die man in jedem Hause aufzutreiben gesucht, zum großen Vergnügen der Kindlein vollbracht. Zu etwas Artigerem hatte sich die Gerberfamilie angeschickt. Von Seiten des Vaters wurde bewirkt, daß man die noch immer draußen geschäftige Braut hereinrief, und der Bräutigam sein Spiel aufgab, um sich neben Jene zu setzen. Bald nun trat der ältere Sohn herein, niedlich

wie ein Schäfer gekleidet, und hielt eine Rede in Versen, von einem Poeten in der Stadt für Geld und gute Worte gemacht. Aber nicht die Pachtertöchter noch Andere aus der lieben Dorfjugend hätten sich wohl träumen lassen, was die Maske vorstellen sollte, weil die Schäfer, die sie täglich zu sehn Gelegenheit fanden, im Urbild sehr von der Kopie abwichen. Die fette Schwester hatte beliebt, den spaßhaften Anzug einer Hexe zu wählen, erschien mit einer Ofengabel und sprach von alljährlichen Ritten auf die Blocksbergzinne. Dies erregte ungemeine Bestürzung unter den Kindern, welche schrien und hinaus flohen, auch die Pachtertöchter ergriff ein panischer Schrecken. Den zweiten Gerbersohn empfing aber fröhliche Verwunderung in seiner bunten blanken Rittertracht, obschon Manche in diesem Kreise nicht im mindesten wußten, was das Wort Ritter bedeute, und einen Hanswurst, den sie auch noch nicht gesehn, in der seltsamen Kleidung vermutheten.

Einen in der That freudigen Anblick gewährte aber das Brautpaar, der reinen, und man hätte sagen mögen, der kräftigen Freude willen, die sich an ihm zeigte. Herr Schmidt war vollgebaut, derb, blühend gesund, doch son-

nenverbrannt, und hatte weder feine Geſichtszüge, noch ein abgeglättetes Betragen. Doch ein herziger Ausdruck von Ehrlichkeit in ſeinem friſch lebendigen Auge nahm für ihn ein, und ſeine glühende Freude noch mehr. Daß Eliſabeths Erbtheil Schönheit nicht geweſen, hat man bereits geſagt, doch ſeitdem ſie als Braut ſich fühlte, einer liebenden Zuneigung, deren Funken wahrſcheinlich lange bereits in ihr ſchlummerten, Raum geben durfte, verſchönerten ſich ihre Mienen auffallend, und mehr Feuer ſprühte in ihrem Auge. Heute ſah man ſelbſt einiges Roth an den ſonſt farbenloſen Wangen.

Frau Kluge ſagte leiſe zu ihren Pflegebefohlnen: Das iſt ein Päärchen, was einander von Liebe nichts vorſchwatzt, aber ſich liebt und ohne allen Zweifel dauernd. Sie machte Jene darauf noch aufmerkſam, daß Bräutigam und Braut eine große Geſichtsähnlichkeit hatten, und fügte hinzu: Das findet man nicht ſelten bei Eheleuten, dann iſt in den meiſten Fällen auch vorauszuſetzen, daß wirkliche Liebe ihr Band geknüpft hat, und die wenigen Ehen, die glückliche zu nennen ſind, wird man in der Regel unter ſich ähnlichen Gatten finden. Eine Ausnahme iſt es aber, Eintracht da zu ſehen, wo

der Mann eine Habichts- und die Frau eine Stülpnase hat, oder umgekehrt. Freilich hat jede Regel jedoch ihre Ausnahmen und so kann man auch wohl zwei griechische Nasen zusammen durchs Leben gehn, und doch sich das Leben verbittern sehn. Bei dem Allen sind die Ausnahmen selten, und die Bestätigung vielfach.

Man deckte nun die Tafel im Wohnzimmer in Hufeisenform und eine sogenannte Schoskelle im Nebengemach für die Kindlein, deren in Allem sieben waren, die vom Kornschreiber mitgebrachten eingerechnet.

Die Tischtücher reichten aus, nicht aber die Servietten oder Mundtüchlein, wiewohl die Haushaltung vier Dutzend besaß, denn es waren mehrere davon über kleine Tische gebreitet, auch in der Küche in Brauch genommen. Es folgte, daß Einige der Gäste sich mit ihren Taschentüchern helfen mußten. Häufiger noch vertraten Taschenmesser die Stelle anderer, weil man nur etwa, mit den vom Prediger und Kornschreiber hinzugeliehenen, zwei Dutzend erblickte. Auf die Surrogate waren indeß auch Leutchen, wie die aus der Schneidemühle und vom Pachthofe angeschickt, und wo die Gabel noch fehlte,

wußten sie statt ihrer die Finger so geschickt anzuwenden, wie nur ein Türk.

Den vollen Reichthum an Speisen, der am wirklichen Hochzeittage aufgestellt werden sollte, und woran man zum Theil schon Heute sott, briet und buck, ließ der Vorabend noch nicht glänzen, und billig. Daß Heute auch vom Wein nicht die Rede wäre, hatte die Obervorsteherin ausdrücklich bestimmt. Das petit souper enthielt nun Milchsuppe, worin schwere Klöße, Schwarzsauer, von Gänsen für die vornehmeren Anwesenden, und für die übrigen von geringhaltigerem Borstenvieh, Fische aus dem eignen Teich, mit so vielen Zwiebeln zubereitet, daß, wären es Blumenzwiebeln von Harlem gewesen, die Sauce theuer dürfte geworden sein, Rindfleisch mit Rosinen gesotten und daneben Salzgurken, Bratkartoffeln, Kohlsallat und Scheibenhonig aus eignen Bienenkörben. Das Bier floß reichlich, und gebrannte Wasser gab es im Ueberfluß, doch ist anzumerken, daß letztere, nach Kennerurtheil, Lob verdienten, nicht hingegen das Bier, welches zwar auch selbst gebraut, doch nicht wie jene auf den Verkauf berechnet, und deshalb an Kraft etwas vernachläßigt und säuerlich war. Den Dörfern mundete Alles außeror-

dentlich und sie befanden sich darauf außerordentlich wohl, außerordentlich übel hingegen Einige der Städtischen, weil die widersprüchlichen Genüsse ihre Verdauungskräfte überstiegen.

Um so mehr wurde nach dem Essen zur Ruhe geeilt, wozu auch die Aussicht noch einen Grund darbot, daß in der morgenden Nacht wenig davon die Rede sein würde. Groß war die Befremdung von Seiten der Stadtfräulein, als man ihnen die gemeinsame Lagerstelle anwies, die stolze Generalsbraut warf zumal eine Art von untröstlichen Blick darauf hin, könnte gleichwohl bedacht haben, daß selbst Lear ein Verlangen nach der Streu äußert, obschon wieder nicht recht einzusehen ist, wie Shakspeare darauf fiel, seinen wahnsinnigen König an etwas denken zu lassen, was er vermuthlich nie kennen lernte. Genug, unsre Mädchen, die schon zu Gänsau in Allerlei sich fügen mußten, waren auch jetzt dazu genöthigt. Wir wünschten, daß ein Maler zugegen gewesen wäre, und die dreizehn — mit Ausnahme der alten Jungfer — jugendliche Gestalten abgebildet hätte, die Reihe würde sich bunt genug dargestellt haben. Uebrigens lachten, schäkerten, kitzelten einander Einige noch vor dem Einschlafen, Andere hingegen

waren düster gelaunt, klagten auch, Magendrücken und Uebelkeit zu empfinden, was über Nacht jedoch verschwand.

Am nächsten Morgen hätten die Stadtbewohnerinnen gern lange noch geschlafen, die Dorfjungfrauen aber, dessen nicht gewohnt und bedürftig, wachten früh auf und störten durch ihr Lachen und Scherzen Jene. Es blieb aber auch nicht viele Zeit mehr zum Ruhen, es handelte sich um Anlegung der hochzeitlichen Kleidung, nachdem man Tags zuvor sich nur in Reiseanzügen befunden. Kein unbedeutend Geschäft für Mädchen, zumal, wo nur ein Spiegel vorhanden war und Eins immer dem Anderen in den Weg trat.

Es hatte in der vorigen Nacht geschneit, mit grauendem Morgen aber sich schön wieder aufgehellt. Die Hochzeitmutter zeigte sich froh darüber, weil sie behauptete, gutes Wetter am Ehrentage verkünde eine gute Ehe, nichts sei jedoch schlimmer als Regen, der auf Thränen deute.

Um Elf hob der feierliche Gang zur Kirche an. Elisabeth hatte vor Sieden, Braten und Backen die ganze Nacht nicht geschlafen, war dennoch die Munterkeit selbst, und schien ele-

ganter wie sie es, genau betrachtet, war. Derb schritt an ihrer Seite Herr Schmidt in schwarzer Kleidung über den Frost, und neben ihm die Bräutigamsmutter im steifen, altmodigen Gewand. Die Rolle der sogenannten Brautjungfer hatte Fräulein Bertha empfangen, doch nur titulär, eigentlich dienende, schon beim vorhergegangenen Herausputz, waren die nächsten weiblichen Verwandten des Bräutigams. Hinter ihnen folgte nun Alles, während die Bauernhäuser sich öffneten und ihre Bevölkerung zum Anschauen herbeigeeilt kam. Auch in die Kirche ging sie dem Zuge nach.

Elisabeth hatte schon nasse Augen, als sie mit ihrem grünen Kranz und Herrn Schmidt zum Altare trat. Die Gäste bildeten einen mächtigen Halbkreis um sie, und die Kirchenstühle wimmelten von Bauersleuten.

Keine Minute unter einer halben Stunde endete der Pfarrherr seine erbauliche Rede. Man mußte gestehen, daß sie des Rührenden viel enthielt, wobei auch die Augen der Braut reichlich tröpfelten. Der Bräutigam blieb männlich standhaft, bis man ihm das Ja abforderte, was er doch nicht ohne Schluchzen hervorbringen konnte.

Nach der Feierlichkeit trat der Zug seinen

Rückweg an, und diesmal folgte der Prediger nebst Gattin und Tochter, wie auch der ehrliche Küster zum Gastmahl.

Man säumte daheim nicht Platz zu nehmen, und Elisabeth gewann Ruhe, indem sie als Hauptschmuck der Tafel doch neben ihrem Bräutigam, vielmehr schon meistens Mann, dort sitzen, und der Schwiegermutter das weiter zu Besorgende überlassen mußte.

O der Menge von Speisen heute! Wer könnte Lust haben, insgesammt sie aufzuzählen! Wir reden nur von sechs gewaltigen Tiefschüsseln Kapaunensuppe voller Nebeningredienzien, zwölf flachen mit gezuckertem Milchreis, eben so vielen mit Grünkohl, oben mit Kastanien belegt, wozu man Schinken, Mettwurst, Gänsebrust, u. s. w. in Ueberfluß genießen konnte, und eben so vielen die von gebacknen Birnen und Klößen strotzten. Der Fischgang war ungemein stattlich, der Bratengang nur sollte ihn an verschwenderischen Zahlen übertreffen, sich jedoch von der ihm folgenden Anzahl von Kuchen wieder übertroffen sehn. Das zahme Thierreich hatte dort geliefert Hühner, Gänse, Puten, Kälber- Hammel- Schweine- und Rindertheile, das wilde, unter kräftigen Mitwirken des Försters Gutmann

Rebhühner, Enten, Trappen, Haasen, Eberkeulen, Reh- und Hirschzimmer. Da ließ sich mit den neuen Altdeutschen von Quaß und Fraß reden. Wenn aber schier auf jeden Kopf ein Braten kam, so war es mit den Napf-, Zimmt-, Mohn-, Muß- und diversen anderen Kuchen der nähmliche Fall, ob man sie schon mehr tüchtig, oder nahrhaft in Masse, wie zart und lieblich zugerichtet hatte. Genug, die Tische vermochten kaum ihre Last zu tragen. Frug es sich aber, wie man denn Alles hätte verzehren können, diene zur Nachricht, daß von letztern Artikeln mit nach Hause genommen werden durfte, sogar mußte, sollte man bewirthlicherseits nicht böse werden.

An Wein im Ueberfluß mangelte es Heute auch nicht, man sieht aber nicht ein, daß er gut gewesen sei, denn Herr Blank hatte ihn besorgt, und er pflegte zu seinem Nutzen zu besorgen. Man zählte indeß hier auch wenig Kenner, und wie ein Theaterstück, z. B. im neumärkischen Städtchen Berlinichen, nach Inhalt und Spiel fureur machen könnte, wovor man in der mittelmärkischen Stadt Berlin wegliefe, eben so konnte auf der Gänsauer Hochzeit ein schlechter Wein die Herzen erfreuen, sogar mehr noch erfreuen, wie der ächteste Tokaier und Cham-

pagner großstädtische Feinzungen. Es rümpften auch die Gerbersöhne und der Tanzmeister schon tüchtig die Nasen über ihn, sagten aus Höflichkeit jedoch nichts, und eben so der Kaufmann aus Klugheit.

Des Gesundheittrinkens war kein Ende, wohl zwei volle Stunden, auch hatte die bestellte Musik nun sich eingefunden, und begleitete sie mit gellenden Trompetenstößen und Paukenschlägen. Es verdroß unsern Cantor, weil er sich vorgenommen hatte, über Tafel einige lustige Baßliedchen zu singen, worauf sich die eine Tochter mit ihrem Sopran, eigentlicher Alt, hören lassen sollte. Endlich gelangten sie doch zu ihrem Zweck, wiewohl etwas zwecklos, denn es gab wenige Ohren mehr zum hören, und das Schnattern derer, die bereits voll süßen Weins waren, übertäubte selbst den heftigen Baß des Cantors. Es gab indeß auch Ausnahmen. Julie unter Andern hörte auf den Alt, hörte gleichwohl bald wieder auf, auf ihn zu hören. Frau Kluge hatte dasselbe gethan, und weil sie gerne Pröbchen ihrer Erziehungskunst vorlegte, so forderte sie Julien auf, auch etwas vorzutragen. Julie fand sich bereitwillig, und konnte eines Triumphs über die nun Schweigende wohl gewiß sein, obschon

es hier kaum zu siegen lohnte. Ihr wurde bei dem Allen auch wenig Aufmerksamkeit, vom jüngern Mühlenknappen ausgenommen. Der sagte, wie Julie endete, ganz laut: das wäre nichts, der Herr Cantor verstünde es besser. Henriette lachte über den naiven Ausspruch hell auf, was Julie sehr übel aufnehmen zu müssen glaubte. Von jetzt an blieben Beide, während ihres hiesigen Aufenthalts, sehr gespannt.

Die Tafel hatte von zwölf bis sechs Uhr gewährt, als man sie endlich verließ — Manche im Wonnetaumel — und hinausschaffte. Nachdem erst noch die üblichen Bücklinge und breiten Komplimentierreden — von Manchen wankend und mit lallender Zunge — abgethan waren, spielten die Musiker eine ehrsame altväterliche Menuet, welche sich die Dorfleutchen nicht nehmen ließen, wenn die Stadtleutchen gleich lieber zu einem raschen Cotillon geeilt wären. Das Brautpaar hatte den Tanz zu eröffnen, und dann mußte jede Mannsperson — blos Prediger und Küster ausgenommen — eine Menuet mit der Braut vollziehn, wie der Bräutigam jede Frauenperson auch dazu auffordern. Nach dieser abgemachten Ehrensache ging man erst zu den rascheren Formen über, wobei sich die weib-

liche elegante Stadtwelt dies und das mußte gefallen lassen, unter Andern ein gewaltiges Taktschlagen der Mühlenknappen und Bauernsöhne mit ihren Stiefelsohlen, ein Herumgerissenwerden mit zu kräftig empfundnen Armen und derlei mehr. Aber die Liebe, stets ihre Rechnung suchend und findend, wo die beiden generisch menschlichen Abtheilungen sich nähern, und was beim Tanz so vorzüglich geschieht, ging auch diesmal nicht leer aus. Sie entwickelte zum Theil die bereits erzognen Keime und streute zum Theil wieder neuen Saamen aus. Der grobe Mühlenknappe wurde immer noch feiner, aber feuriger auch, nachdem er etlichemal mit der älteren Lieutenantstochter auf dem Platze gewesen war, und er tanzte — welch ein treues Zeichen! — mit keiner Anderen. Auch hatte ihm der Wein die Zunge beweglich gemacht. Er konnte, als Jene sich ermüdet setzte, den Stuhl neben ihr einnehmen und ihr, die Ohren hatte zum hören, berichten: wie es vor sei, neben der Schneidemühle noch eine Mahlmühle aufzubauen, wo er dann jener, und der neuen sein Bruder vorstehn würde. Woran es ihm, dem Sprecher, dann fehlte, und wonach er auszusehn hätte, das wäre eine tüchtige Wirthin, die

ihm aber auch noch gefallen müsse. Die Horchende fragte sich im Stillen: ob, in ihrer Lage, zu einer wohlhabenden Frau Mühlenmeisterin herabzusteigen nicht hinaufsteigen heißen dürfte, und beantwortete sich das mit einem vernehmlichen Ja. Die Frau Lieutenantin aber, wenn schon in Folge des genossenen Rebensafts noch lustiger als sonst, hatte doch nicht ihre Geistesgegenwart verloren und beobachtet, was zwischen den jungen Herzen sich zutrug, und man wohl an zwei glühenden und zwei freudig zufriednen Augen lesen konnte. Vorbeigehend sagte sie: Ei Kinder, am Ende werden noch gar Liebesleute aus Euch. Es sollte eine Nachhülfe sein, wie Mütter deren oft geben, und sie blieb auch nicht ohne Wirkung. Ich hätte nichts dagegen, sagte sie ein Zweitesmal, und mein Mann auch nicht.

Die Ahnen hätten viel dagegen haben können, denn sie, wie ihr Eheherr, stammten aus alt adlichen Geschlechtern. Es giebt deren aber, die niemals sehr begütert waren, oder nach und nach — ob in Folge unverschuldeten Unglücks, oder mittelst Spiel, Wein, Frauenzimmerchen, konnte den jüngsten Sprößlingen gleichviel sein — unbegütert wurden, auch solche, denen es im Staatsdienst nie gelingen wollte, den Familiennamen

men durch Commandostäbe oder auf Ministersitzen berühmt zu machen, in einem Falle pflegte eine Lieutenants- im zweiten eine Controlleur- oder Akziseeinnehmer-Stelle, das höchste erklimmte Ziel ihres Ehrgeitzes zu sein. Zu solchen Adelsgeschlechtern, die übrigens nicht ganz selten sind, gehörten nun sowohl der pensionirte Herr Lieutenant, als die nicht einmal pensionirte Frau Lieutenantin. Und da ihnen noch, wohin sie auch blicken mochten, und wär es bis Surinam und Batavia gewesen, keine Aussicht auf irgend eine Erbschaft winkte, hatten sie ganz recht, allen Stammbaumseigensinn zu fliehn, eine Aufklärung, die sie unter anderen Umständen wieder gesohn haben würden.

Der Pachter seinerseits, als Wittwer auch die Mutterstelle vertretend, gab auf seine Töchter Acht, zumal die Eine, welche beim Tanz recht erzrothbäckig wurde. Es durfte nicht befremden, weil sie der nervige Bauerssohn, dessen kräftige Zuneigung sie angeregt hatte, mit solchem Ungestüm herumschwang und schleuderte, worüber man indeß auch das Wohlgefallen in ihren schwarzbraunen Augen las. Der Pachter hätte ein reicher Mann sein können, wären die Kornpreise in dem Maas gestiegen, als sie wäh-

rend seiner Pachtjahre fielen, und hätte er noch seines verstorbnen Bruders Umsicht gehabt. Das Eine ließ sich aber nicht zwingen, das Andere nicht geben und so stand sein Vermögensbarometer noch unter Null, einiger Schulden halber. Warum hätte er unter diesen Umständen nicht seine Tochter einem Bauerssohn, der einen Hof annehmen konnte, geben sollen, wo er es, unter anderen, unter einem Amtmann nicht gethan haben würde. Es war ihm also nicht ganz unlieb, was er sah, doch hatte der Liebhaber seiner Rothbäckigen etwas Leichtfertiges an seiner Außenseite, dummdreist hätte man es nur nennen mögen, wäre nicht etwas Gescheutes oder Pfiffiges noch damit verbunden gewesen. Jener meinte ihn daher scharf im Auge halten zu müssen, wenn er auch nicht so that.

Nach einem neuen Tanz ging die Tochter hinaus. Sie konnte verschnaufen wollen, oder durch andere Gründe bewogen sein, daran schien nichts gelegen. Aber sie blieb etwas lange, und jener Bauerssohn verließ auch das Zimmer, und zwar schleichend, schlüpfend. Daran konnte etwas gelegen sein, deshalb wartete der Pachter nicht lange, sondern nahm seinen Stock und ging nach. Vor der Thüre war nichts zu sehn, dort

hatte gleichwohl der Nervigte das Mägdlein vorgefunden, und ohne romantisch zu sein, ins romantische Gartenmondlicht geführt. Zur Ehre der Pachtertochter bleibe nicht verschwiegen, daß sie widerstrebte und schrie, nur Eins nicht kräftig, und das Andere nicht laut genug. Wir zweifeln, daß Jener Schillers Reuterlied gekannt, und die Zeilen beherzigt hatte: „er wirbt nicht lange, er beut nicht Gold, im Sturm erringt er den Minnesold" und noch mehr, daß seine Geliebte je die Worte in Klopstocks Ode las: „Als Du zuerst im Eichenschatten, mit dem bräunlichen Arm mich, Wilder, faßtest, fliehend blieb ich u. s. w." Doch sehen wir nicht ein, was sich hätte zutragen können, würden aber den Gang zum Garten nicht im mindesten erwähnt haben, wenn die Unschuld beider Theile nicht fleckenrein von hinnen gegangen wäre. Das bewirkte des Pachters jetzt nahe Donnerstimme: Er infamer Schlingel, was will Er mit meiner Tochter machen? — Aus Schrecken erfolgte keine Antwort. — Will Er sie heirathen, hieß es drüben wieder, kann Er sie kriegen, sonst schlag ich Ihm alle Knochen entzwei! — Freilich hätte der Kräftige auch dabei sein müssen, aber dem schlim-

men Bewußtsein entflieht der Muth. Er zeigte sich zum Heirathen bereit.

Der Theolog blieb in seinen Huldigungen bei der fetten Gerberstochter standhaft, sie beantwortete seine Verbindlichkeiten zwar einsilbig, aber doch auf eine Weise, die kund gab, er habe sie für sich eingenommen. Klüglich machte er sich auch an den Vater und die Mutter, redete von seiner nahen Aussicht auf eine gute Pfarre, und seiner weiteren auf eine Superintendentur, weil es ihm nicht an Connexionen im Consistorium fehle. Sie hörten mit einer Miene zu, als dächten sie bei sich: Das ließe sich hören. Kurz, es hatte ein Ansehn, als wenn diese Hochzeit mehrere neue entstehn lassen würde.

Als die Uebrigen sich einmal ermüdet hatten, wollte der Tanzmeister sein großes Talent zeigen, und ließ sich in einem Balletsolo erschaun. Es freute Madame Blank, daß er damit bei Kennern und Nichtkennern Aufmerksamkeit und Verwunderung erregte. Die feinste Kennerschaft war indeß auf Henriettens Seite, sie sprach mit Jenem davon, als er geendet hatte, und gab ihm zu verstehn, daß sie allenfalls ein Pas de deux mit ihm vollziehn würde. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, und nachdem man

die Touren abgeredet, hob es an. Nun entstand erst ein Aufsehn, der Tanzmeister war en grand connaisseur ganz außer sich, und bediente Henrietten mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, Madame Blank mochte so scheel dazu sehn, als sie wollte. Die beiden eleganten Gerbersöhne kamen nun auch herzu, und hörten nicht auf zu bewundern, ja ihr Betragen glich dem der plötzlich und heftig Verliebten. Wie nun auch Henriette, an den Grafen Leeren denkend, das Näschen dabei rümpfen konnte, und es auch nicht vergaß, so war es ihr doch Heute nicht unlieb. Und es mußte ja ihrem Stolz schmeicheln, die gleichsam zu ihren Füßen zu sehn, die in der ganzen Versammlung als die Gebildetsten erschienen.

Desto mehr Langeweile empfand Julie. Es geht den Mädchen da immer so, wo ihr Glanz nicht erkannt ist, glänzt aber noch eine Bekannte, wird es schlimmer mit dem Unmuth. Doch weit übler noch befand sich Bertha. Sie hatte zwar versucht, sich in die hiesige Weise zu fügen, doch es ihr nicht damit gelingen wollen. Der ganze Aufenthalt in Gänsau wurde ihr unerträglich, und sie trieb noch am Abend des ersten Hochzeittages Frau Kluge an, den nächsten

Morgen wieder abzureisen, obgleich der Zeitraum des ganzen Festes auf drei Tage bestimmt war. Denn nicht einmal der Theolog, mit dem sie wenigstens über Göthe und Jean Paul reden konnte, hatte sich wieder eingefunden und die übrigen Erscheinungen dünkten ihr theils fade, theils niedrig und daher unausstehlich widrig.

Der lustige Tanz hatte indeß von neuen begonnen, und währte die ganze Nacht hindurch, wobei die älteren Personen freilich hie und da auf ihren Stühlen einnickten, einige auch nach der Streu sich geschlichen hatten. Die Schneidemüllertochter hatte übrigens ihre anderweitigen Hoffnungen, da von keiner sich nur ein Schein des Verwirklichens kund that, aufgegeben, und tanzte jetzt öfter und freundlich mit dem Försterssohn, wie treu er seinem Beinamen sich dabei auch zeigen mochte.

Am hellen Morgen, der im Winter spät eintritt, ward das Brautpäärchen erst zur Ruhe geleitet. Beide Theile waren dabei munter wie die Fischlein, trotz dem vielen Tanzen, und manchem noch vorausgegangnen Herumtummeln. Sie deuteten dergestalt eine reiche Ausstattung mit jugendlicher Lebenskraft an.

Frau Kluge willigte in Berthas Verlangen,

womit auch Julie sehr zufrieden war. Man bat die Hochzeitmutter, den Wagen anspannen zu lassen. Diese erschrack und wandte ihre ganze Beredtheit in Bitten auf, zu bleiben. Man behauptete gleichwohl den Vorsatz und reis'te im Stillen ab.

Frau Kluge sagte unterwegs: Ich glaube, daß, wer nach zehn Jahren hieher kömmt, die guten Eheleutchen von einem halben Dutzend Kleinen umringt und noch immer ganz vergnügt finden wird.

Die Mädchen nickten ein, und nach ihnen auch die Erzieherin. Eine Meile von Gänsau wurden sie aus dem Schlummer gestört. Meine Gnädige, rief eine Stimme, wie hat man das Glück, so unverhofft Sie hier zu sehn? Sie war an Julien gerichtet, und eine zweite sagte etwas Gleichlautendes zu Henrietten. Die Inhaber beider Stimmen hätten freilich bedenken sollen, daß man im Wagen allerseits schlief, was thun junge Männer aber nicht, wenn sie unerwartet junge Damen finden, die ihnen bekannt sind. Der Wagen hielt, die beiden Herren von Tiefleben hielten zu Pferde am Schlag. Julie erröthete heftig nach ihrem Erwachen, bei Henrietten hatte es ein Ansehn, als würde sie bleich.

Die Anderen ermunterten sich auch. Es gab nur einen kurzen Halt. Nach einigen Höflichkeiten sagte der Husarenoffizier: ein weitläuftiger Verwandter, zwanzig Meilen von hier wohnhaft, hätte sie in einem Briefe gebeten, ihn schnell zu besuchen. Sein Bruder fügte bei: dahin wären sie auf dem Wege, bat um Verzeihung gestört zu haben, und empfahl sich mit Jenem.

Frau Kluge und Bertha schliefen bald wieder ein, doch Henriette und Julie nicht. An der Letzten zeigte sich eine gewisse, wo nicht angenehme, doch gleichgültige Unruhe und an Henrietten eine wo nicht unangenehme, doch bestürzt machende. Munter jedoch erhielt Beide ihre Unruhe.

Wieder in der Stadt angelangt, fand Bertha die Nachricht vor, daß ihre Mutter aus Paris gekommen sei. Sie wollte die Heirathsangelegenheit ihrer Tochter doch persönlich leiten. Frau Kluge sandte gleich zu ihr, und am nächsten Morgen erschien sie, um mit Bertha zu sprechen. Wie Bertha den Heirathsvorschlag ansah, darüber hatte sie schon der Vormund unterrichtet, die Mutter äußerte sich, es wäre ihm nicht gut zu widerstreben, und am Ende schmei-

chelte ihr die Aussicht, einen General Schwiegersohn zu nennen, vielleicht selbst.

Nun änderte sich viel. Bertha sollte bis zur Hochzeitfeier bei ihrer Mutter wohnen, die sie gleich mit fortnahm, der Erzieherin jedoch, über die Gebühr hinaus, ein artiges Geschenk verlieh.

Henriette und Julie blieben allein zurück. Jene war ungeduldig, noch immer nichts Weiteres vom Grafen zu hören, diese verstimmt, sich unter Allen noch gar nicht begehrt zu sehn. Frau Kluge bemühte sich aber, neue Pflegebefohlnen zu erhalten, und dazu eröffnete sich in kurzem auch eine Aussicht.

Bertha empfing in der neuen Wohnung sogleich des Generals persönliche Aufwartungen, und sein fein hofmännisches Betragen, wie seine eben so köstlichen, als mit grandiosen Geschmack erwählten Geschenke, waren geeignet, ihrem Stolz zu schmeicheln. Zum Brautring erhielt sie einen schönen Solitär, bald folgten fünf Schnüre Halsperlen, dann Juweelenohrringe, wieder ein theurer Spitzenschleier, wieder eine ungemein niedliche Uhr mit Diamanten besetzt, die bei aller Kleinheit sechs Melodien spielte, und was dem mehr war. So oft er sich einfand, brachte er auch ein Geschenk mit und

wußte es auf eine überaus verbindliche Art einzuhändigen. Zwar gab es Unterrichtete, welche bemerkten, die Kostbarkeiten wären insgesamt auf Kredit ausgenommen, und würden einst aus Berthas Vermögen bezahlt werden müssen, das wurde ihr jedoch nicht bekannt, und sie fühlte sich überglücklich — nur den Punkt der Liebe ausgenommen. Daß sie davon nichts empfände, konnte sie sich nicht hehlen, zuweilen verdroß sie das, sie machte einige Versuche, Liebe sich aufzuzwingen. Aber sie scheiterten, und ihr Herz blieb so kalt wie die empfangenen Edelsteine.

Der General hätte sich vielleicht mit dem Drängen zur Krönung seiner Wünsche nicht übereilt, doch Berthas Mutter, die wieder nach Paris wollte, trieb zur Vermählungsfeier, die man nach einigen Wochen schon anberaumte.

Klein und beschränkt wünschte sie der General, doch sollte ihr acht Tage nachher ein sehr glänzender Ball folgen. Auf eine Vorfeier am sogenannten Polterabend wollte er nicht eingehn, er gab vor, sie dünke ihm zu alltäglich, vielleicht aber wollte er sie darum nicht, weil er sich neulich auf einer befunden hatte, wo auch der Bräutigam alt und die Braut jung war, und mas-

kirte Personen Jenem einige satirische Anzüglichkeiten gesagt hatten.

Das Kleine und Beschränkte war jedoch nicht in jedem Betracht zu verstehn. Es wurden sehr vornehme Personen eingeladen, nur keine junge Männer, und diese Politik des Bräutigams durfte man loben. Dem ersten Restaurateur der Stadt vertraute man die Lieferung der Speisen, und handelte auf vier Dukaten für den Kopf oder Mund, ohne die Austern und anderweitige Leckereien. Das Desert wurde beim vornehmsten Conditor bestellt, und für die feinsten Weine jeder Art reichlich gesorgt.

Bertha warf die Motion auf: es würde ziemen, ihre beiden zeitherigen Gespielinnen auch einzuladen, weil sie es ihr als einen Stolz auslegen würden, wenn sie nicht einmal dies Andenken ihnen bewiese. Grade umgekehrt durften sie die Einladung ihren Stolz nennen, sie wollte in der Glorie ihrer Juweelen vor ihnen leuchten. Wir zweifeln aber, daß sie, im Besitz eines jungen Bräutigams, diesen Wunsch geäußert haben würde.

Es fragte sich nur, ob man die Erzieherin nach den Gesetzen der Observanz mit einladen könne, und das beantwortete sich, zufolge der

gar vornehmen Gesellschaft mit Nein. Doch ziemte wieder nicht, daß sich die jungen Mädchen allein auf das Fest begäben, darum nahm es Berthas Mutter über sich, Beide abzuholen und wieder abzuliefern, so waren die Küchlein doch sub alarum. Frau Kluge ward durch höflichst bedauernde Entschuldigungen getröstet.

Erst nach fünf Uhr begaben sich die Geladenen in die weitläuftige, mit stattlichem Aufwand geschmückte Wohnung des Bräutigams. Sie bestanden 1) aus dem Hofmarschall des Herzogs. Es war ein kleines Männchen aus einem guten Hause, sollte von sehr guten Vermögensumständen, und diese ihm theils angeerbt, theils aus den Hofrechnungen zugegangen sein, die durch seine Hände gingen. Er hatte eine anspruchlos einfache Außenseite angenommen, wie das viele Höflinge neuerer Zeit aus wohldurchdachten Gründen gethan haben, doch konnte man Seine Excellenz sich zum unversöhnlichen Feind machen, wenn man die tiefen Ehrfurchtsbezeugungen nur im mindesten vernachläßigte. Er trug, obschon mit fünfen versehn, auf Spaziergängen oder in kleinen Privatzirkeln, gar keine Ehrenzeichen, und wo es erforderlich war, sie zu führen, doch sie dergestalt, daß sie nur wenig sicht-

bar wurden. Demungeachtet hatte es ihm ein Gallenfieber zugezogen, als er sich, durch Empfehlungen, bei einem gewissen fremden Hofe um die sechste Dekoration bemüht hatte, und es ihm mißglückt war. Nur wenig sprach der Mann, und zwar, weil er sich aus dem Hof- und Weltgewühl den Grundsatz abgezogen hatte, das viele Sprechen tauge in der Regel nicht, könne auch in manche Verlegenheit oder Unannehmlichkeit stürzen, durch Hören werde man belehrt, durch Sprechen belehre man, und das thue meistens nicht Noth. 2) Aus einer alten Hofdame von einem alten Geschlecht. Vor Alters sollte sie auch schön gewesen sein, jetzt war ihr Gesicht aber — zumal weil die Herzogin das Schminken nicht duldete — fast so weiß wie Schnee, deutete auch fast eben so viele Kälte an, und die übrige Gestalt war so trocken, wie ihre Unterhaltung. Es schien, als wisse sie nicht, wovon sie reden sollte, und ganz mochte der Schein wohl nicht trügen, doch hatte sie auch Bekannten gesagt: Was wir sprechen, weiß gleich der Hof, die Stadt, das Land, darum müssen wir jedes Wort auf die Goldwage legen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo man von kleinen Intriguen gesprochen, mit Gardeoffizieren, auch mit

einem jungen Prinzen, doch jetzt konnte selbst der Neid ihr so was nicht mehr nachsagen, und sie besuchte auch pietistische Betstunden. In Ansehn stand sie bei dem Allen, weil sie bei der Herzogin galt, und man dafür hielt, es sei durch sie etwas auszurichten, was sich vielleicht nicht einmal so verhielt. 3) Aus Seiner Excellenz dem wirklichen Herzoglichen Geheimen-Rath, welcher das Finanz-Wesen leitete. Es war kein wirklicher Geheimer-Rath wie Göthe, denn alle Aesthetik war ihm ein Gräuel, doch schrie fast männichlich im Herzogthum über seine vortreffliche Finanzverwaltung, die er auf immer wiederholte Vorschläge zu neuen Auflagen und zu Ersparnissen, durch eingezogne Aemter, Gehaltabzüge und was dahin einschlug, gründete. Seine patriotische Hartherzigkeit war dabei ohne Beispiel, und er legte immer den großen Maasstab an, bei welchem das Unglück einzelner Familien in keinem Betracht ihm kam, wenn nur das Ganze gewänne. Reich war er sonst nicht gewesen, doch es bedeutend geworden. Wodurch, darüber hing ein Schleier, doch bildete er auf diese Weise einen Gegensatz zu dem Finanzminister eines gewissen Nachbarstaats, der auch für die öffentlichen Einnahmen beßtens sorgte, dessen

eigne Finanz sich stets aber in einem erschöpften Zustande befand. 4) Aus Ihro Excellenz der Frau Gemahlin desselben. Sie suchte die Härten vom Ruf ihres Eheherrn zu tilgen, indem sie fleißig, doch meistens von dem gestifteten Wohlthätigkeitsverein eingesammelte, Almosen vertheilte. Mit einigem Geräusch verfuhr sie dabei, sonst würde aber auch jene Absicht nicht erreicht worden sein. 5) Aus Seiner Excellenz dem wirklichen Herrn Geheimen-Rath, unter welchem das Handels- und Fabrikenwesen stand. Er gab sich viele Mühe, beide Wesen blühend zu machen, die Physiokraten mochten auch sagen, was sie wollten. Denn er hatte Eigensinn und stellte fremden Meinungen gern eine entgegen laufende entgegen, wollte sich auch den Namen eines neuen Colberts verdienen. So ließ er es dem Staate viel Geld kosten in Aufmunterungen und Begünstigungen mancher Art, die zu empfangen auch viele Unterthanen sich höchst bereitwillig zeigten. Was aber das gehoffte Glücklichmachen dieser Unterthanen betraf, so blieb es damit ein frommer Wunsch, denn um die Handelsartikel im Lande war draußen keine Nachfrage, und den Fabriken mangelte blos der Absatz. Darum gaben Seine Excellenz ihr Eigen-

sinns-System in der letzten Zeit auch wieder auf, und neigten sich auf die Seite derer, welche behaupten, man müsse so was allein gehn lassen, so gut es könne. Den Physiokraten schlug er gleichwohl ein Schnippchen, wenn er sie fragte: was sie denn mit ihrer Beförderung des Ackerbaus erzielt hätten, weil der Getraidepreis die Landarbeit immer schlechter lohne? 6) Aus Ihro Excellenz der Frau Gemahlin desselben. Sie war ein reiner Gegensatz zu ihm, in sofern sie allem Binnenhandel und allen inländischen Fabrikationen sich so abhold zeigte, daß sie unter ihrem glänzenden Hausrath und ihrer schimmernden Kleiderkammer nichts leiden konnte, was nicht aus England oder Frankreich gekommen war, und wenn manche Excellenzen in diesem Betracht das Deutschthum verletzen, so kann wohl zu ihrer Rechtfertigung dienen, daß Excellenz ja nicht einmal ein deutsches Wort ist. 7) Aus Seine Excellenz einem alten General, den Waffen- wie Austern- und Champagnergefährten des Bräutigams, und langjährig Beides. Er hatte sonst ein gutes Talent zum Lustigmachen gehabt, und es übernehmen können, ein Dutzend schläfriger Anwesende mittelst aufgeweckter Einfälle und Histörchen aufzuwecken. Doch litt er

nun

nun — in Folge des zu vielen Essens, wie die Aerzte erklärten — an einer Verschleimung, die seit einigen Jahren weite Fortschritte machte, und durch Bäder und Arzeneien sich gar wenig aufhalten ließ. Da hatte er einmal ein medizinisches Buch zur Hand genommen, um selbst darin zu ersehn, was ihn pfeilschnell herstellen könne, war indeß aufs heftigste erschrocken, als er die Nachricht hier gefunden, solche Verschleimung wäre oft eine Vorläuferin der Wassersucht. Von nun an machten seine Einfälle und Histörchen schläfrig, so war die heitre Laune daraus gewichen. Und man konnte ihn nicht mehr kränken, als wenn man in seiner Gegenwart vom Sterben sprach. Und doch hatte er im Kriege dem Tode ins Antlitz sehn müssen. Da stand aber auch die Ehre neben ihm, und half ihm den Abscheu vor dem Knochenmann überwältigen. 8) Aus einem, auch nicht mehr jungen, Obristen, der in einem ähnlich engen Verhältniß zum Bräutigam stand, wie der General, nur daß letzterer ein sechs bis acht Jahre älter, und der Oberst um etwa so viel jünger war. Dieser Oberst war gelehrt und tiefsinnig, doch beides nicht so hinsichtlich militärischer Wissenschaften, als solcher, die in Küchen und Kellern

sich zu Künsten umgestalten. Man bat ihn darum schon fleißig, weil eine Ehre daran haftete, wenn ein Gastmahl sein Lob errang, Gastwirthe und Weinhändler jagten danach wie nach einem Glück, daß er seinen Hausbedarf bei ihnen beziehn möchte, weil sie urtheilten, es müsse dann heißen: wo der ißt und trinkt, da muß man es auch thun. Der General war Wittwer, der Oberst Hagestolz, mit ihnen waren also keine Damen einzuladen gewesen. 9) Aus dem Adjutanten des Generals. Als ein junger Mann widersprach er jener schon erwähnten bräutigamlichen Politik, doch war er verheirathet, was die Furcht vor seinem Anblick entfernen konnte. Und zwar an die Tochter des Ministers des Handels u. s. w. hier des Innern oder innerer genannt, was ihn auch zum Adjutanten des Bräutigams erhob, und in eine lachende Zukunft blikken ließ, die seine bisher unbekannten Verdienste schon dem Herzoge nennen und sie zur Belohnung in höheren Stellen empfehlen würden. 10) Aus dieser Gattin des eben Erwähnten, deren stolzes Ansehn auch dem Mann ein baldiges Emporklimmen zu verbürgen schien, denn man sah es an ihren — weiter nicht schönen — Augen und ihren Brillanten, daß sie nicht ruhen wür-

de, bis sie zu etwas graduirterem gemacht sei, als zur Gattin eines bloßen Generalsadjutanten. Es wollen auch Einige behaupten, daß bei manchem Aufsteigen eher vom Avancement der Frau, welcher der Mann folgte, zu reden gewesen wäre, als umgekehrt. 11) Aus dem Vormund der Braut, dem Geheimen-Rath, der aber es nicht wirklich war. Wir haben nun die ganze mäßige Zahl der Gäste aufgezählt, die gegen die Gänsauer Versammlung ziemlich abstach, doch kostete sie dem Staat auch mehr, als ihm einige Hundert Gänsauer Gäste würden gekostet haben, hätte er sie nach ihrer Art unterhalten wollen, den Förster ausgenommen, der in seinem nefas ihm auch etwas theuer zu stehn kam. Der äußere Minister — d. h. der auswärtigen Angelegenheiten — war auch noch eingeladen gewesen, hatte es jedoch unter einem Vorwand abgelehnt. Denn er war mit dem des Innern Todfeind, weil dieser einen Orden besaß, den Jener noch nicht hatte, und Kotzebue's bekanntes Lustspiel wirft doch nur den Kleinstädtern etwas Aehnliches vor. Zu den Fremden kamen nun das Brautpaar, der Braut Mutter — die aber ihren Reisegelehrten diesmal zu Hause ließ — der Prediger, den man doch nicht mit trocknem Munde

nach Hause gehn lassen konnte, bei ihm also, in Betracht des geforderten Adels zur Heute gastlichen Tüchtigkeit, einer Ausnahme durch die Finger sehn mußte, und endlich aus Henrietten und Julien, die, wenn schon vom Adel, hier nur so obendrein gingen, und noch weniger in Betracht gekommen sein würden, hätte man die sogenannten Freundinnen der Braut nicht billigerweise ein wenig doch berücksichtigen müssen. Etwas dünken konnten sie sich aber, in eine so vornehme, zumal so abgeschlossene, Versammlung waren sie nie getreten. Summa summarum siebzehn Personen.

Der Braut Mutter hatte sie zeitig abgeholt, so konnten sie noch — wiewohl sich dabei schon Hände genug bemühten — der Braut bei ihrem Putze beistehn, und diese hatte die Genugthuung, daß sie jedes Stück dieses Putzes recht in der Nähe sahen.

Allein sie bewillkommte gleich ein Verdruß, als sie aus dem Ankleidezimmer getreten war. Die erscheinenden weiblichen Excellenzen trugen diamantne Halsketten und mehr Nebenringe zum Hauptfingerglanz als sie. Das hätte noch hingehn mögen, es waren Excellenzen und alte, aber auch die Gattin des Adjutanten leuchtete

wenigstens eben so stark wie Bertha, hatte die Mittel dazu mit in der Mitgift erhalten, der Juweelenreichthum des Vaterhauses mochte nun vom Handel oder von den Fabriken ausgegangen sein. Dies war doch bitter für sie, die eben seines Generals Gattin — vielmehr Gemahlin — werden sollte. Und in den überaus erleuchteten und mit ungemein langen und breiten Spiegeln versehenen, Zimmern thaten alle Juweelen eine vielfach verstärkte Wirkung, dadurch ward aber auch das Ueberstrahlen, wo es statt fand, um so bemerklicher. Eine innre Stimme des Unwillens erhob sich in Bertha gegen den Bräutigam, daß er nicht mehr von dem funkelnden Schmuck herbeigeschafft hätte. Und das wäre leicht für Heute angegangen, wenn er es nur gemacht hätte, wie die Hofdame, die auch ziemlich funkelte. Sie hatte eben nicht viele Edelsteine, und diese — nicht immer daheim, doch mit einem Juwelierer einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen er, wenn es einmal galt, den Artikel gegen ein Sümmchen darlieh.

Wie demüthig mußten aber sich Henriette und Julie fühlen, von denen nun gar kein Strahlen solcher Art ausging, deren seidne Prachtkleidchen nicht einmal einen Vergleich mit den übrigen

hier sichtbaren aushielten. Natürlich waren sie wohl die schönsten hiesigen Erscheinungen, wer hatte indeß hier Augen für die Natur? Dichter, oder nur sinnige Jünglinge, würden auch das Funkeln ihrer Augen dem aus Golkonda oder Brasilien gekommenen vorgezogen haben, solche fanden sich aber nicht unter den Gästen.

Wie Alles beisammen war, führte der Bräutigam seine Erwählte durch sechs Zimmer in das siebente, wo die Trauungsfeierlichkeit vollzogen werden sollte. Die Brautmutter aus Gänsau hätte gewiß da Einwendungen gemacht, weil sie die Zahl Sieben eine böse nannte, und hätte ohne Zweifel auch kein gutes Zeichen darin erkannt, daß Heute früh schon ein rechtes Schlicker-Schlacker-Wetter von Sturm und Regen wüthete, und gegen Abend zunahm.

Der Prediger — Feldprediger genannt, auch in Friedenszeiten — zeigte sich als ein gewandter Redner, der Alles an seinen Ort zu stellen wisse. Es war von ihm bekannt, daß er bei Trauungen löblich apostolisch zu eifern verstand, und den Brautleutchen die strengen Pflichten der Ehe so laut einschärfte, daß sie Jahrelang noch in der Erinnrung es hören möchten. War der Bräutigam noch jung, wie bei den geringern

Soldaten meiſtens, ſo rief er ihm zu: er müſſe von Heute an kein Auge mehr für irgend ein andres Frauenzimmer haben, als für die Frau, ſonſt würde ein Auge von Oben, das Alles erblicke, auf ihn ſehn, und u. ſ. w. Es mochte ihm wohl bei militärſchen angehenden Ehemännern ſo paſſend ſcheinen. Aber auch die Bräute kamen nicht ohne drohende Apoſtrophe weg, denn ihm war zu Ohren gekommen, Sachkundige hätten vor langer Zeit ſchon behauptet, es gäbe nirgend mehr Hahnreie, als beim Kriegerſtand, und er wollte da eine beſſere Zeit machen helfen. Auch die künftigen Obliegenheiten bei Erziehung der Kinder, ſchärfte er ihnen mächtig ein, weil es dazu nicht an beſonderen Gründen fehlte.

Aber Heute wich ſein Styl von jener derben, und nicht ganz undeutlich bezeichnenden, Manier ab. Den Treupunkt, den er auch jungen Offizieren nicht erließ, wenn er höchſtens die Bräute zart damit verſchonte, umging er durch generelle Sätze — der Bräutigam war ja auch ein General — von chriſtlicher Liebe und treuen Zuſammenhalten in Noth und Freude, wodurch ſich ein anderes Anſehn heraus gewann. Es konnte bedeutend erachtet werden, in ſofern er das Wort Liebe nie ohne das Epitheton chriſt-

liche aussprach. Wenn er alle direkten Anmahnungen zur ehelichen Treue im engeren Begriff vermied, schien es bei der Braut ebenfalls sein Zartsinn zu thun — obwohl ein Diener des Worts den nicht übertreiben soll — bei dem Bräutigam konnte es aber scheinen, er beobachte das lex parsimoniae, welches alles Ueberflüßige untersagt. Wenn er fernerhin die künftige Erziehung der Posterität nicht erwähnte, so konnte es der Bräutigam wohl nehmen, als ehrerbietiges Vertrauen, er würde von selbst schon wissen u. s. w. Da inzwischen der Geistliche die ganze Posterität unberührt ließ, so hätte Jener es auch übel nehmen dürfen, und es wäre zu wünschen gewesen, mit Recht. Der Feldprediger trieb es aber mit seinem Vortrag durch, und bediente sich auch einer fast lapidarischen Kürze, womit sämmtliche Anwesende zufrieden schienen.

Man hätte sagen können: die Trauungsrede sei voll Respekt, voll Subordination gegen ein vornehmes Kriegshaupt gewesen, und tief steht doch ein Feldprediger unter einer Stufe wie die, worauf der Baron Pfauenheim glänzte. Allein er hatte Pflichtgefühle solcher Art nicht jederzeit auf der Kanzel dargethan. Eine hohe Generalität im Orte war über einige seiner Predigten,

in welchen er die Eitelkeit, das Spiel, das Schlemmen und Praſſen abhandelte, ſehr entrüſtet geweſen. Eine beſonders anzügliche hatte er einmal über die Bettelei gehalten, wiewohl der Stoff mehr in eine Polizeiſeſſion als in eine Kirchenverſammlung zu gehören ſcheint. Er hatte ſie jedoch klaſſifizirt, von Unten nach Oben, und zuletzt auf einer Höhe, wo es die Polizei wohl bleiben laſſen muß, ihr beizukommen. Es war von der Straßenbettelei bis zur Bettelei am Hofe um höhere Stellen, Ehrenzeichen u. ſ. w. gegangen. Damal hatte ihm ſelbſt das Conſiſtorium einen tüchtigen Verweis ertheilt, und ſeine Predigten waren ohne Zweifel ſchuld, daß er ſeit langen Jahren immer ſein dürftig einträgliches Amt bekleidete, ohne zu einer ihren Mann nährenden Pfarre gelangen zu können.

Wäre er nicht zu ernſt geweſen, hätte ſich vielleicht noch auf Satyre in ſeiner Trauungsrede ſchließen laſſen, doch blieb das Wahrſcheinlichſte Unwille. Dieſen gab er auch kund, als er nach vollzogner Trauung ſich empfahl, ohne ſich durch irgend eine Bitte, dem Gaſtmahl beizuwohnen, bewegen zu laſſen. Man war indeß auch nicht unzufrieden mit ſeiner Entfernung.

Nun wurden die Spieltiſche beſetzt. An den

ersten kamen Braut und Bräutigam, Hofmarschall und Hofdame, denn es war im Herzogthum üblich, Hofpersonen den Oberrang zu geben, und was hatten sie auch als ihr Bischen Rang.

Die zweite Parthie bildeten der Finanzminister, der alte verschleimte General, die innre Ministerin und die Brautmutter.

Die dritte der innre Minister, die Finanzministerin, der Oberst und der unwirkliche Geheime-Rath.

Die vierte der Adjutant, seine Gattin, Henriette und Julie. Die Ungewöhnlichkeit, ein Ehepaar zusammen spielen zu lassen, wozu es daheim genug Zeit hat, mußte schon einmal dreingehn.

Weil die vier Tische in einem Zimmer standen, folgte auch, daß in den übrigen sechsen eine glänzende Oede herrschte. Nur die in reichen Livreen strotzende, und mit den feinen Erfrischungen stets rege, Dienerschaft brachte noch einiges Leben hinein.

Aber auch im Spielzimmer war es ungemein stille, und man hörte kaum andere Worte, als die von Karten abgenöthigten. Denn Bertha, wie man schon weiß, litt an geheimen Aerger,

der Bräutigam, sonst, zumal vom Champagner inspirirt, ein muntrer, selbst geistreicher Gesellschafter, war Heute niedergeschlagen und einsilbig. Daß die Höfischen wenig zu reden pflegten, sagten wir schon.

Es hatte ein Ansehn, als ob man an den übrigen Tischen den ersten zum Vorbild wähle, doch gab es noch andere Veranlaßungen. Dem alten General war die Luft beengt, aus Theilnahme verschonte man ihn mit unnöthigen Fragen und Anreden, überhaupt mit Geräusch um ihn. Am dritten Tisch klagte die weibliche Excellenz über Krämpfe und verstimmte auch das dortige Quartett. Nur am letzten schien es einmal sich zum Frohsinn wenden zu wollen. Der Adjutant — mit Jugendblick angethan — fand, daß Henriette und Julie doch ein Paar schöne Mädchen wären, und sagte ihnen Allerlei, was man gerne hört, zumal Julien, deren Vater er kannte. Doch warf ihm seine Gattin bald einige schneidende Seitenblicke zu. Ein Ehemann, der mittelst einer Frau Glück gemacht hat, und ferner machen will, muß aber solchen Blicken schnell gehorchen, deshalb schwieg der Adjutant zeitig wieder und man vernahm hier wie dort nur von Tricks und Honneurs, die noch dazu ganz leise

angegeben wurden. Henriette und Julie konnten nicht umhin, dabei an das lustige Treiben in Gänsau zurückzudenken.

Als man um Neun Uhr das Spiel aufgehoben, und sich an die Tafel, in dem schönen mit Gipsmarmor verzierten, Saal begeben hatte, fiel ihnen wieder das so freudeglühende Brautpaar im Dörflein bei. Hier trug der Bräutigam Orden an Orden und die Braut Diamanten und Perlen, doch kein Fünklein hochzeitlicher Wonne ging leuchtend von ihnen aus.

Aber welche Speisen, welche Qualität von der Höhe des verfeinerten Zeitalters gegen die dortige Quantität des Alterthümlichen, Zurückgebliebnen, Gewöhnlichen! Fürwahr, dieser Restaurateur verstand seine Kunst. Er hatte durch Verschreibung aus London über Hamburg eine Schildkrötensuppe ermöglicht, doch mußte sie besonders vergütigt werden. Ihr folgte eine überaus feine Sardellenspeise mit Oliven und Citronensaft zum Beleben des Appetits, ferner eine Gänseleberpastete, Hollsteinsche Austern roh, feine Treibhausgemüse, dazu glasirte Rebhuhnflügel, ächt Bayonner Schinken, Hummern in Farsch, überaus zarte Creme, vorzüglich auf Damengaumen berechnet, Hollsteinsche Austern gebraten,

Fasan in Treibhausspargel, Karpfenrogen in Burgunderwein gesotten, brennende Becassinenpastetchen, Englische Austern roh, Maccaroni sammt Kastanienmehlspeise für Damen, in Essig erhaltene Krammetsvögel mit Pistazien, verschiedene feine Braten, doch alle durch ihre pikante Zubereitung und jus hoch veredelt, dazu für Herren Compots von Trüffeln, für Damen Compots von Ananas und französischen eingemachten Früchten, Englische Austern im Gebäck. Nun die, kleinen Gebäuden ähnlichen, Torten, im griechischen und gothischen Styl, das weitere Desert, wobei medaillenartige Bonbons mit den vervielfältigten Miniaturporträts des Bräutigams und der Braut, andere mit Prospekten, Theaterszenen, sinnigen Devisen, auch allerhand Conditorspäßchen, als Heringe, Krebse u. s. w. von Marzipan, endlich wohl zwölf Gattungen des erlesensten Gefornen, wobei noch manches Nebengerichtchen unerwähnt blieb. Die feinen Getränke entsprachen, in starken für die Herren, in süßen, als Vin de cap, Cyperwein, Ananaslimonade für die Damen u. s. w. u. s. w.

Aber man setzte sich zum Ambrosia und Nektar nichts minder als so, wie Jupiter es soll gethan haben, wovon noch der Ausdruck jovialische

Laune stammt, der General und die eine weibliche Excellenz thaten es mit Klagen, was ein Beklagen zur Folge haben mußte. Doch übler noch, daß sich auch der Bräutigam über Kopfweh und anderes Mißbehagen beschwerte, und es auf das böse Wetter schob, das ihm gewöhnlich solche Leiden verursache. Wer hätte einem Bräutigam deshalb sein Mitleid versagen mögen, doch ist Mitleid dieser Art ein leidiges Geschenk für einen Bräutigam. Die Unterhaltung stockte deshalb gewaltig, obschon die Gesunden und Kranken beim Essen und Trinken in den Zug kamen, der Bräutigam ausgenommen, der sich an das Essen und die Limonade hielt, des Weins dagegen sich sorgsam enthielt. Als späterhin sich auch das Gespräch mehr belebte, geschah es doch keineswegs wie in Gänsau, wo der Wein so viel fröhlich machende Kraft über die schon Fröhlichen übte. Die eine männliche Excellenz sprach zur anderen Einiges von Amtsgeschäften, die Frauen handelten wenige Tagesneuigkeiten ab, der Oberst machte, zur Ehre des Restaurateurs, den warmen Lobredner fast jeder warmen Schüssel, Trotz seiner Frau konnte der Adjutant sich aber nicht enthalten, dem innern Minister zu sagen: Ihr Excellenz, dies Fräulein ist die Tochter

des Präſidenten Löwenfeld, den Sie ja kennen. Was ſollt ich ihn nicht kennen, hieß die Gegenrede, aber — ſeht doch, daß er ſolche ſchöne Tochter hat, wußte ich nicht. Der Finanzminiſter fiel ein: er iſt mein Univerſitätsfreund, wir haben in denſelben Jahren zuſammen ſtudirt, ergebener Diener, mein ſchönes Fräulein! Die Excellenzen genirten ſich alſo nicht, wie der Adjutant, vielleicht, weil ihre Gemahlinnen über die Gründe, aus welchen man eiferſüchtig zu ſein pflegt, hinaus waren. Aber die Aufmerkſamkeit war nun auf Julien gerichtet, und ihr wurden von ſo vornehmen Leuten ſchmeichelhafte Reden geſagt, was ſogar der einſilbige Hofmarſchall that, und mit einer Kennermiene, die Schönheit betreffend. Apropos, ſagte er dann, ich hörte ja von Einer Ihres Namens, die wie eine Catalani ſingen ſoll. Wären Sie es etwa ſelbſt? Sittſam verneigte ſich Julie und erwiederte: Ich ſinge ein wenig. O, rief der plötzlich aufgethaute General, da müſſen Sie die Güte haben, uns etwas zu ſingen, vielleicht treiben Sie mir und einigen Anderen den Spleen aus, an dem wir leiden. An Begleitung fehlte es zwar, doch ließ ſich Julie nicht lange bitten, und trug ein Arioſo von Roſſini vor. Es that Wirkung. Bravo,

bravissimo, lispelte der Hofmarschall, der Geier, rief der alte General, das nennen Sie ein wenig singen? Beide Excellenzen klatschten hell in die Fäuste. Es kam selbst dahin, daß auf Juliens Wohl getrunken ward. Das hieß doch, sich geehrt sehn, und wollte mehr bedeuten, wie jener Beifall, den sich Henriettens Tanz von unbedeutenden Leuten auf dem Dorfe erworben hatte.

Dies verwundete nun Henrietten, die Heute gar nicht Bemerkte, ins tiefste Gemüth tief. Aber wie Ihr Mädchen doch seid! — Wißt Ihr was? Antwortet: Und Ihr Excellenzen, bei den Orden, Ihr Schriftsteller bei den Rezensionen u. s. w.

Das Souper aber, so lange trüb bei allem lichten Wachs und allen lichten Steinen, erhielt nun auch lichte Stimmung da und dort, so viel vermag eine schöne Jungfraunstimme. Der verschleimte General trieb Späßchen, als ob er die freiste Luft hätte, die er jetzt auch empfand. Die beiden männlichen Excellenzen hatten bereits ihre Champagnerräuschchen, als es zum Gesang kam, ziemlich, nun wurden sie vollendet. Aus unerklärlichen Ursachen aber sind die Räuschchen verschieden, und man darf nicht einmal Vermuthun-

thungen wagen, weil sonst gleich Fromme da sind, die solche, die es thun, des Materialismus beschuldigen. Die Finanz wurde in solchen Fällen höchst offen und zum Necken aufgelegt, das Innre empfindlich, zänkisch. Jene schraubte diese mit den nicht praktikabel erfundnen Projekten, Letztere antwortete ein wenig unfein. Wir dürften sagen, zu sehr für eine Excellenz, hätte nicht ein sehr berühmter Feldherr, und selbst wohl im nüchternen Muth, bisweilen nicht ganz feine Worte gesagt. Doch sieheda, unsre weiblichen Excellenzen mengten sich ein, ihren Männern — eine einzelne hat nur einen Gemahl, mehrere Männer, weil Gemahl keinen Plural besitzt — beistehend. Man lobe das. Die Hofdame und der Oberst beschwichtigten, der Hofmarschall war, nach einer anderen Räuschchenmanier, eingeschlafen. Das ereignete sich schon beim Gefrornen, welches billig hätte kaltes Blut herbeischaffen sollen, und es doch nicht that. Aber, meine Herren, rief der alte General, keinen Wortwechsel, fordern Sie sich lieber! Die Brautmutter rief: Um Gotteswillen, Ihr Excellenz, schweigen Sie davon, wie unglücklich würde es uns machen, wenn dieser Tag die Veranlaßung gäbe, daß — daß — Die Hofdame

fiel ein: Jedes Duell verletzt die christliche Moral. Ei, versetzte der General, ich meine auch nicht auf Degen oder Pistolen, nur auf ein Paar Federn. Was wollen Ihr Excellenz damit sagen? fragten noch erhitzter beide Streittheile. Der aufwachende Hofmann empfahl die Vernunft zu hören, der Oberst in Champagner Versöhnung zu trinken. Der General pflichtete bei, die Uebrigen nach ihm, und der Vorschlag zur Güte fand endlich Eingang, doch so befolgt, als ob die Streittheile es den Anwesenden nur zur Gefälligkeit thäten, sich nicht die Hälse zu brechen. Abgemacht, rief der General, nun wieder fröhlich! Und ist es nicht zu arg, wir haben noch nicht einmal die Gesundheit des Brautpaars getrunken. Gläser hoch!

Man schritt zur Sache. Die Braut verneigte sich artig, Baron Pfauenheim, der lange geschwiegen hatte, ausgenommen, wie er den Frieden eben empfehlen half, wollte es auch, und diesmal zum Champagnerglase greifen. Da stieß er aus Unvermögen es um, der Kopf sank ihm zur Brust nieder, seine Wangen hatten sich entfärbt.

Alles rief leise und stutzend: Was ist das? Die Brautmutter eilte zu Hülfe, die Tochter leistete

Beiſtand, mit einem eben ſo erſchrocknen, als höchſt verdrießlichen Geſicht.

Man rief um Kölniſches Waſſer, um Thee. Das Eine war gleich zur Hand, das Andere wurde bereitet. Die übliche Anwendung von Jenem hatte keinen Erfolg, die Ohnmacht dauerte fort, man mußte den am Hochzeitabend ohnmächtigen General durch Bediente ins Schlafgemach tragen, dort auf das eine der nebeneinander geſtellten, ſehr eleganten, Betten legen laſſen, ihn bürſten, frottiren, mit Waſſer beſprengen, und was die Beſtürzung ſonſt noch eingab.

Der Oberſt war gefolgt. Sein Rath hieß: Nach einem Arzt geſandt, gnädige Frau!

Die Uebrigen ſtanden auch auf, ſchüttelten die Köpfe, beriethen. Das Ergebniß war: man thue am beßten, ſich ſtill zu entfernen, um den Kranken nicht weiter zu ſtören. Weil die Herren insgeſammt viel vertragen konnten, war ihnen auch Beſonnenheit genug übrig, den Entſchluß zu ergreifen und ſchnell auszuführen. Die Unten haltenden Wagen erleichterten es. Alle ließen von Herzen noch baldige Beſſerung wünſchen. Ich wette, ſagte der alte General im Abgehn, er hat auch die verdammte Verſchleimung.

Der Adjutant mußte wohl noch bleiben, denn

ein solcher soll seinem General beistehn mit That und Rath, mit Leib und Geist. Er eilte nun auch zu dem hochzeitlichen Bett, das so unerwartet in ein Schmerzenlager sich umwandelt hatte. Seine Gattin unterredete sich währenddem mit Henrietten und Julien. Ein so robuster Mann, rief sie, was ist ihm doch angewandelt? Wenn es nur kein Schlagfluß ist!

Sie fühlte aufrichtigen Kummer. Der General sollte ja ihren Mann weiter fördern.

Nach einer halben Stunde kam der Arzt. Mit Vitriolnaphta, die er bei sich führte, half er dem Ohnmächtigen zur Besinnung. Dieser wünschte nun, daß alle Uebrige sich entfernen möchten.

Der gute Mann hatte Schuld an seinem Uebel. Wenn auch ein Funfziger, besaß er doch eine musterhafte Verdauungskraft, bedungen, daß sie mit gutem, starken und reichlich genossenem Getränk unterstützt wurde, und das, ihr freilich angewöhnte, Verlangen der Natur befriedigte der General seit langen Jahren schon, und in dem Maas zunehmend, als es im Lauf der Zeiten, und ihrem Gesetz zufolge, wuchs. Seit einem Monat kürzte er das übliche Maas jedoch merklich wieder ab, und am Hochzeitmahl hatte

er vollend den Eigensinn, zwar sich die Pasteten, Maccaroni, vor allem die vier Austersorten trefflich munden zu lassen, aber nicht ein Tröpflein Wein dabei zu trinken. Das hieß offenbare Versündigung gegen die Naturgesetze, mochten es schon künstliche Naturgesetze sein, die Uhr ward nicht aufgezogen, wie konnte sie gehn? Es lag ihm nun da, wie ein Klumpen Blei, die Beklemmungen traten in die Brust, machten ihn, nach langem Widerstreben, ohnmächtig, und jetzt kam ein heftiges Fieber dazu, mit reichlichem Angstschweis, der an eine Heldenstirn eigentlich nicht ziemte, den er unter solchen Umständen gleichwohl vergießen mußte.

Der unterrichtete Arzt verschrieb eilig ein starkes Vomitiv, bat schnell in die Apotheke zu senden, und gleich, auf den Nothfall, auch einen Wundarzt zu rufen. Der Bediente flog.

Die Schwiegermutter bat den Adjutanten und seine Gattin, doch Henrietten und Julien in ihrem Wagen nach Hause zu bringen, weil sie nun die Nacht hier schon zubringen müsse. Ich will auch bleiben, rief der Adjutant, mit großem Vergnügen, meine gnädige Frau!

Nein, hieß die Gegenrede, es würde den General nur belästigen. Ich bitte —

„Aber ich bitte gehorsamst —"

Ich bitte dringend —

„Ich bitte unterthänig —"

Noch einige Weigerungen, und der Adjutant gab nach, froh, daß er das große Vergnügen nicht haben durfte. Bertha ließ sich nicht mehr sehn.

Im Wagen beklagte man den Patienten noch viel, dann rief der Adjutant: Und nicht allein, daß nun den würdigen Mann die Leiden und Schmerzen treffen, Morgen ist die Geschichte Stadtneuigkeit. Und mit welchen Anmerkungen wird man sie begleiten. Das ist so was für unsre jungen Damen.

Sage nur nicht für unsre Damen, fuhr ihn die Gattin an.

Ach, nahm er das Wort von neuen, und die arme Braut! Solchen Schrecken habe ich Dir an unserm Hochzeittage nicht gemacht. Nicht wahr, mein Kind?

Heftiger rief Jene: Spare die unausstehlichen Reden wenigstens, bis wir ohne Zeugen sind! — Ob es aber Gefahr haben mag? Davor bin ich so bange.

Mein Kind, hieß die Gegenrede, Du weißt, ich kenne die Geschichte. Es ist einmal, mir

fällt nicht gleich bei, war es ein Kaiser, oder ein König, am überladnen Magen gestorben. Was mich aber bei dem General beruhigt, ist seine gute Natur.

Zur Beruhigung des Lesers sei hier gleich gesagt, daß ihn auch Arzt und Wundarzt herstellten, doch nach vier bis fünf Tagen erst, und ein hoher Grad von Schwäche blieb wohl einen Monat noch zurück. Kein Wunder bei einem Funfziger, nach solchem Angriff des Uebels und der Arzeneien.

Als die Mädchen nach Hause kamen, fanden sie, wie billig, die Erzieherin noch auf und berichteten den Vorgang, sehr davon ergriffen, selbst mit thränenden Augen. Es that die Lebhaftigkeit ihrer Vorstellung von Berthas Trauer, und sie bewiesen darin theilnehmende, gute Seelen. Man pflegt sonst nicht über einen Unfall untröstlich zu sein, der viel reichere Leute, als wir sind, heimsucht, zumal, wenn sie, wie wir im Stillen wohl wissen, nicht unsere Freunde sind. Kant sagt sogar: Es ist im Unglück unsrer Freunde immer etwas, das uns gefällt. Aber Henriette und Julie weinten, und gewiß ohne Verstellung.

Jetzt in dem weichen Augenblick hätten sie

bequem sich versöhnen können, und Julie schien sogar die Hand dazu bieten zu wollen, indem sie Henrietten, gegen welche sie seit dem Gänsauer Tanz kühl war, freundlich anredete. Diese mochte aber nicht einschlagen, wich Julie doch neulich allen Annäherungen aus, und Heute wollte sie gar wohl eine höhnende Großmuth üben.

Julie ihrerseits ward hierüber wieder empfindlich, und junge Herzen, auch die besseren, sind sehr zart und scharf empfindlich, sie richtete ihr Betragen danach ein, was drüben wieder vergolten ward.

Frau Kluge hatte mit schweigendem Staunen die Erzählung angehört. Nach einigem Sinnen darüber hob sie seufzend an: Ich habe zu dieser Heirath gleich nicht gerathen, aber auch nichts durch meine Winke ausrichten können. Wollte Bertha doch selbst nicht darauf merken, ließ sich von dem Glanz blenden, der sie als Frau Generalin, als künftige Excellenz, und im Umgang mit den Vornehmsten, erwarte. Und was wird es darum sein? Die Rolle einer Krankenpflegerin wird sie spielen müssen. Oder, wenn dazu auch für Geld Miethlinge zu haben sind, wie wird es um ihr häusliches Glück stehn, worauf man bei einer Heirath doch vorzüglich

sehn sollte, zumal, wenn man es kann. O der Vormund, o die Mutter, und Bertha selbst, die nicht umsonst Widerstand geleistet haben würde! Aber glauben Sie es nur, meine Schäfchen, ich erlebte es oft, daß Geld ein Unglück für Mädchen ward. Vielleicht können Sie dem Himmel einst noch danken, daß er es Ihnen versagte.

Man trennte sich, um schlafen zu gehn, die Mädchen in der beschriebnen Stimmung.

Den andern Tag war Musikkränzchen und man schickte sich an, es zu besuchen. Die Erzieherin sandte am Morgen aber noch ihr Dienstmädchen in des Generals Baron Pfauenheim Wohnung, um sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. Warum sollte sie ihrer ehmaligen Pflegebefohlnen diese Theilnahme nicht beweisen, wenn sie gleich nun zu entfernt von ihr stand, als daß von einer Höflichkeitspflicht dabei die Rede gewesen wäre? Neugier gesellte sich übrigens auch noch hinzu. Die Antwort hieß: Der General hätte die Nacht hindurch viel gelitten, sei jedoch von den Aerzten nun außer Gefahr erklärt. Das Mädchen erzählte noch, es habe dort von Bedienten gewimmelt, die in gleicher Absicht erschienen wären. Auch mehrere Offiziere hätten ihre Namen im Vorzimmer aufge-

schrieben, um zu bekunden, daß sie persönlich nach des Herrn Generals Zustand sich erkundigen wollen.

Der Ruf mußte also die Stadt schon ziemlich durchflogen sein. Frau Kluge sann wieder etwas, und sagte dann: Ich glaube aber nicht, daß die Beschickungen dem Herrn General viel Vergnügen machen werden. Und der jungen Frau Gemahlin auch nicht.

Der Abend nahte. Man fuhr bei dem schlimmen Wetter in einem Miethswagen zum Kränzchen. Die Mädchen sprachen zusammen kein Wort, mußten der Erzieherin aber noch manche Frage, das gestrige unterbrochene Hochzeitfest angehend, beantworten. Die Frauen wollen einmal gern bei solchen Gelegenheiten die kleinsten Umstände wissen. Hätte ich zu befehlen, sagte Jene, sollten mir die Brautpaare am Hochzeittag allein, höchstens mit den nächsten Verwandten essen, und wie gewöhnlich, oder wenig nur besser. Dafür sollten sie aber gehalten sein, die Summe, die eine Schwelgerei gekostet haben würde, an die Armen zu geben.

Henriette bewies, mit welchem Hauptgedanken sie sich trug, indem ihr schnell herausfuhr: Diesen Vorschlag will ich dem Grafen Leeren machen!

Julie meinte, es sei gesagt, um sie zu demüthigen, und merkte lachend an: Wenn es noch dahin kömmt!

Das schnitt wieder bei Henrietten tief ein. Die Eine hätte nur eine Thalestris sein müssen, die Andre eine Zenobia, sie hätten sich zur Stelle bekriegt. Aber es sollte demungeachtet zu einer offnen Fehde kommen.

Es war ziemlich voll auf dem Kränzchen. Julie hatte übernommen, eine Szene von Spohr im ersten Theil vorzutragen, und im zweiten ein variirtes Thema. Als die Reihe sie traf, erschien der Musikdirektor, sie von ihrem Stuhl nach dem Orchester abzuholen.

In diesem Augenblick wandte Henriette den Blick nach der Saalthüre. Und welches frohe Staunen ergriff sie dabei! Graf Leeren, von einem Mitgliede eingeführt, trat in den Saal. Henrietten war, als ob zugleich die Glücksgöttin erschiene, um sie freundlich zu liebkosen und nun lebelang nicht mehr aus ihrer Nähe zu weichen.

Er trug nicht mehr die Offiziersuniform, wohl aber die ritterschaftliche der Provinz, roth mit goldnen Schulterquasten, seine Ehrenzeichen daran. Henriettens Pulse hüpften ihm entge-

gen, ihr schwindelte aus Freude und süßer Hoffnung. Sie ahnte mit Zuversicht, er würde gleich zu ihr kommen, jeder Augenblick, den er noch zögerte, dünkte ihrem heißen Blut kaum abzuwarten. Und der Stuhl neben ihr war nun leer, gleich hätte er ihn einnehmen können. Doch nahte ihm ein Bekannter, mit dem er sich in ein Gespräch verflocht. Wie haßte sie den Bekannten.

Währenddem hob Julie ihren Gesang an, der wie gewöhnlich tiefe Stille und gespannte Aufmerksamkeit erregte. Der Graf und seine Begleiter schlichen indeß vorwärts, um besser zu hören. Er nahm eine Stellung ein, wo sie ohne Wendung ihn sehn konnte. Das mußte sie im ersten Augenblick freuen, hätte es ihrer Ungedult nur auch genügt, doch — bald sollte es sie grausam peinigen. Sie gewahrte, daß Leeren nicht nur ebenfalls gespannt aufmerkte, sondern in Zeichen noch seinen Begleitern frohe Verwunderung zu erkennen gab. O er hätte ja auf den Gesang gar nicht achten, sein Blick nur sie, sie in der Versammlung aufsuchen müssen. Statt dessen nahm er das Augenglas zur Hand, und brachte es nicht mehr vom Gesicht, so lange die Szene währte, immer dadurch nach Julien schauend,

und das wie mit einem — o wie tief verwünschten — Entzücken.

Mädchen, welche dies etwa lesen, werden begreifen, wie Henrietten zu Muthe ward, doch wenn auch zum lebhaftesten Verdruß ihres ganzen Lebens, kam es deshalb zu Besorgnissen noch nicht. Sie dachte: Er ist auch, wie man sieht, von musikalischer Liebhaberei angesteckt. Nun, wenn die Szene vorüber ist, die Pause eintritt, wird er schon kommen. Freilich wird dann Julie wieder auf dem Stuhl Platz nehmen. Doch schiebt er wohl einen anderen ein. Aber — die unselige Liebhaberei! Daß nicht Heute wieder Tanzkränzchen sein mußte!

Die Szene endete, und es versetzte Henrietten schier den Athem, wie der Graf es allen Beifallklatschenden noch zuvorthun zu wollen schien.

Der Musikdirektor führte Julien wieder nach ihrem Stuhl, Graf Leeren folgte. Ah, nun kam er doch. Ja, um sich, nach seiner gewöhnlichen leichten und freimüthigen Manier an Julien zu drängen, und ihr Schmeichelhaftes über ihren Gesang zu sagen. Er stand hinter ihr, Julie stand aus Artigkeit auf, machte wenigstens eine halbe Wendung. Sie mußte das

Lob bescheiden ablehnen, verbindlich danken. Freilich erglühte ihr aber das hold lächelnde Antlitz dabei. Warum hätte sie auch nicht schmeichelhaft finden sollen, was ihr widerfuhr? Es erregte Aufsehn, daß sie der glänzende junge Mann, nach dem alle Blicke der Damen gerichtet waren, so auszeichnete.

Henriette hätte untergehn mögen, daß er vor Bewunderungseifer — es war auch zu arg — gar nicht einmal sah, daß sie nebenan säße, ja diesmal richtig fortging, ohne die geringste Kenntniß von ihr genommen zu haben.

Wüthete sie im Stillen nun gegen ihn, geschah es nicht weniger, oder mehr noch, gegen Julien. Es stand nicht allein die einem Mädchen, das Jemanden heirathen will, hier ganz natürliche Mißgunst in Rede, auch Juliens Betragen. Henriette fand, daß es zu weit, und ganz unziemend, dem Grafen entgegen gekommen sei, zu viele Freude, seinen Beifall gewonnen zu haben, zu viel Verlangen, ihn noch mehr anzuziehn, verrathen hätte.

Während der folgenden Musikstücke bewies sich der Graf gleichgültig, doch wie Julie zum zweitenmale abgeholt ward — von der zitternden Henriette Seite — da preßte er sich, so weit

als möglich, in den Vorgrund, und das Augenglas lag wieder am Geſicht.

Der Muſikdirektor hatte einen Troubadour eigens für Julien variirt. Er kannte den Umfang, die beſondern Leiſtungen ihrer Stimme. In der Tiefe gelangen ihr ausgehaltene Noten vorzüglich, in ihrer — ſeltnen und reinen — Höhe Läufe und andere Verzierungen, darauf war das Ganze angeſchickt. Julie hatte es auch mit großem Fleiß eingeübt.

So konnte die Wirkung nicht befremden. Noch rauſchender als vorhin tönte der Beifall, Graf Leeren ſchien in Wonne zu taumeln.

Er kam wieder, zog einen Stuhl herbei, nahm darauf hinter Julien Platz, um ſie deſto ausführlicher loben zu können. Es geſchah diesmal noch mehr vertraulich, als enthuſiaſtiſch, was Henrietten um ſo ſchlimmer dünkte. Sie lieben die Troubadours, meine Gnädige, ſagte er, es deutet einen gediegnen Geſchmack an. Ich beſitze eine vorzügliche Sammlung, habe ſie aus Frankreich mitgebracht. Wenn ich Ihnen doch damit aufwarten dürfte! Es ſind auch zweiſtimmige darunter, ich ſinge ein wenig Bariton. Wenn ich das Glück hätte — aber Sie wohnen ja bei Madam Kluge, ich hatte ſchon die Ehre

Sie zu sehn, wie ich Fräulein Bärenthal — ah, da sind Sie ja! Gehorsamster, Fräulein Bärenthal, wie befinden Sie sich? Was macht der Herr Vater? Doch wieder auf die Troubadours zu kommen, meine schöne Gnädige, werden Sie Ihnen ohne allen Zweifel gefallen. Ich habe auch viele andere neue Compositionen.

Von diesen sprach er noch ein Weiteres, rezensirte Juliens Stimme mit Kennerurtheil und von Gefühlswärme eingegebnen schönen Phrasen, bat um das Glück, Morgen ihr aufwarten zu dürfen, Alles im schnellen Redefluß, bis das nun beginnende Endstück ihn zu schweigen nöthigte. Dann ging er wieder zu den Bekannten, erschien beim Aufbruch aber von neuen, begrüßte nun auch die Erzieherin und fragte, ob sie einen Wagen hätte, sonst stehe wie neulich der seinige zu Dienst. Sie hatte den Miethswagen indeß Heute wieder bestellt. Da ließ es der Graf sich wenigstens nicht nehmen, Julien hinab zu führen und sagte ihr, wie es sich von selbst verstand, unterwegs noch viel von dem was man gerne hört.

Im Wagen sprach Henriette nicht ein Wort, es kochte nur in ihr. Auch Julie schwieg, es dämmerte nur bei ihr auf. Frau Kluge, die wohl beobachtet hatte, was vorging, machte einige abge-

gebrochene Anmerkungen, die — beide Schäfchen ſich ad notam nehmen konnten. Als:

„Der Graf iſt alſo auch ein Muſikkenner. Ei, hat doch mehrſeitige Talente ausgebildet. Und auch ſonſt — kein Wunder wenn das Eindruck macht.“ —

„Zuweilen mißbrauchen aber ſolche Herren ihre Talente, auch was ſonſt ihnen ein Anſehn giebt, vornehme Geburt, Reichthum — wiſſen vielleicht gar nicht, daß ſie es mißbrauchen, ſchmeicheln aller Welt, weil ihnen alle Welt ſchmeichelt.“ —

„Für junge Mädchen iſt es da bedenklich, ſich Hoffnung zu machen, denn bleibt ſie unerfüllt, iſt die Hoffnung etwas Schlimmes geweſen.“ —

„Wenn nur meine erſte Meinung, die ich von dem Grafen hatte, nicht richtig geweſen iſt!“ —

Für Henrietten waren es lauter Nadelſtiche in die Bruſt, Julie achtete nicht darauf.

Dritter Abschnitt.

Die Pistolen.

Die Mädchen sprachen den Abend kein Wort mehr zusammen, und die Reihe, eine schlaflose Nacht zu haben, traf diesmal Henrietten. Sie brachte sie im treusten Sinne des Worts ohne Schlaf hin, weil zu heftige Stürme ihr Gemüth bewegten. Erst marterte sie stundenlang das Geschehene, dann wollte gleichwohl eine heitre Aussicht ihr noch aufdämmern. Sie wollte des Grafen Betragen wie einen Rausch der Leidenschaft für Tonkunst deuten, doch wie einen flüchtigen, vorübergehenden, sie erwog seine gegen sie geführten, doch ernst genug klingenden, Reden, und vor Allem den ihrem Vater geschriebnen Brief, aus dem eine Heirathsabsicht so klar doch hervorzugehen schien, und daß ein Kavalier, wie der Graf, zu edel fühlen müsse, um wortbrü-

chig zu sein, daß er selbst ihren Vater zu fürchten habe, und was dergleichen Honigtropfen mehr in den vorigen Wermuthskelch waren. Demungeachtet wogte es einmal zu unruhig in ihrem Gemüth, und wollten sich die empörten Fluten zur Ebne neigen, wehten sie auch Stürme des Zweifels wieder auf.

Eine desto angenehmere Ruhe fand Julie diese Nacht. Ich, rief es in ihrem ganzen Selbstgefühl, ich hab ihn erobert! Zwar — nun man wird ja sehn, ob er Morgen kommen, und was sich weiter ereignen wird.

Beide Mädchen standen früh auf: Henriette kam zuerst zur Erzieherin. Sie streichelte ihr die Wangen. Mein Schäfchen, Sie sind blaß, und dürfen mir nicht erst sagen warum. Ich glaube wohl, daß so was weh thut. Wohl dacht' ich gleich — zwar kann man nicht wissen — aber die Männer, die Männer! Ja keine Gemüthsbewegung! Man kann nicht wissen — doch — doch zweifle ich nun, wenn man schon glauben sollte — nun, man kann nicht wissen.

Henriette ging weinend an ihre weibliche Arbeit, denn zu der Fassung konnte sie noch nicht gelangen, wo man den Schmerz wenigstens zu verhehlen, zu verläugnen im Stande ist.

Julie stellte ihr Gegenbild auf, als sie erschien, und Henriette machte sich draußen zu thun. Frau Kluge sprach und sang halb den Liedvers:

Man denke nur, wie viel und oft
Ist gänzlich fehlgeschlagen,
Was man gewißlich hat verhofft,
Mit Händen zu erjagen.

Dann sagte sie: Zwar kann man nicht wissen, doch —

Man wurde eben gestört, daher nicht die Saite mehr berührt.

Der Graf erschien noch am Vormittag. Henriette eilte wieder ins Nebenzimmer. Wer könnte zweifeln, daß sie gleichwohl horchte. Wer könnte zweifeln, daß sich Julie durch einen höchst vortheilhaften Anzug auf des Grafen Empfang angeschickt hätte. Es war reiner Ueberfluß damit, die Hoffnung hatte sie schöner als je gemacht.

Die Troubadours kamen mit ihm, wurden am Pianoforte versucht. Der Graf spielte es artig. Es kam zu einigen Duetten. Sein Bariton ließ sich wahrlich hören, sein Vortrag athmete Gefühl und Geschmack. Endlich sprang er auf und rief wie im Ton der Begeisterung: Meine Gnädige, ich habe eine Herrschaft gekauft,

um dort zu wohnen, in der schönen Jahreszeit wenigstens. Sie liegt noch reitzender, als eine andere, über die ich erst im Handel stand. Fühlen Sie Neigung zum heitern, romantischen Landleben?

Erröthend, verlegen, stotternd entgegnete die Befragte: Immer hab ich es mir reitzend gedacht —

Er fiel ein: Wer hat über Sie zu entscheiden? Leben Ihre Eltern?

„Mein Vater ist der Präsident Löwenfeld zu ***."

Ich schreibe auf Ehre gleich an ihn, komme dann wieder, rede Alles Nähere mit Ihnen ab. Leben Sie wohl! Beim Himmel, eine Stimme wie die Ihrige hörte ich nie, o ein Mädchen wie Sie sah ich nie! Wie glücklich wird es mich machen — nach des Vaters Einwilligung mehr. Leben Sie wohl!

Er küßte Juliens Hand und flog hinaus. Frau Kluge begleitete ihn. An der Thüre hielt er sich doch auf, um sie noch manches über Julien zu fragen, als: ob ihre Eltern reich wären, worauf ihm die Verneinung grade willkommen zu sein schien: ob sie auch keinen Geliebten hätte, wie sonst ihr Betragen immer gewesen sei, u. s. w.

Die Erzieherin verneinte auch jenen Punkt und lobte Julien übrigens treulich. War sie doch jedem ihrer Schäfchen wie eine Mutter zugethan, und freute sich, wenn eins davon Glück machte. Henriette that ihr nun leid, doch Beide konnte Leeren ja nicht heirathen.

Währenddem kam Henriette aber wieder zu Julien. Und dem Vulkan ähnlich, der nach langer Stille desto fürchterlicher sich entladet, thaten es die schönen Augen im Aussprühn der Wuthfunken, wobei der schöne geifernde Mund — die Wahrheit darf nicht verheimlicht sein, und auch den schönsten bringen wohl einmal cholerische Antriebe dahin — gellend rief: Verrätherin, Schlange, Du hast mich um den Geliebten gebracht!

Julie, die vorige Nacht ihrem süßen Gedankenspiele auch manches wehmüthige Bedauern eingemengt, und selbst darauf gedacht hatte, ob sie Henrietten nicht einigermaaßen würde vergüten können, erwiederte nun ziemlich trocken: Welche abgeschmackte Anrede! Welche ungerechte Beschuldigung! Was kann ich dafür, wenn der Graf mir den Vorzug giebt?

„Welchen Vorzügen denn? Ihrer leidigen verwünschten Musik?"

Nun — wozu übte ich sie manches Jahr mit eisernem Fleiß?

„Rossini schrieb eine diebische Elster. Laßen Sie ihm vorschlagen, er soll auch ein diebisches Mädchen, eine Bräutigamsdiebin zum Opernstoff wählen!"

Mäßigen Sie Ihre unanständigen und daneben höchst lächerlichen Ausdrücke! Eine fehlgeschlagne Erwartung berechtigt nicht dazu. Sonst — thun Sie mir leid, doch, wie Allenthalben, heißt es in der Liebe: Jeder ist sich selbst der Nächste —

„Dem Gemeinspruch folgen auch Räuberbanden."

Henriette — ich duld' es nicht mehr —

„Doch nicht einmal an Ihren Gesang hab' ich mein Lebensglück verspielt, an Neid, Mißgunst, feine Buhlerinnenkünste. Ein Mädchen von Ehre hätten Sie meine älteren Rechte anerkennen, des Grafen Besuch ablehnen, auf seine Fragen nicht seinen augenblicklichen Taumel nährend antworten müssen."

Ich will mir Nachsicht mit Ihrem Jähzorn, etwas, das immer an Geistesverwirrung gränzt, aufzwingen! Nur, was die allgemeine Höflichkeit wollte, hab ich gethan, die Frage, ob

ich Neigung zum Landleben fühlte, der Wahrheit nach beantwortet. Und ich frage übrigens, ob Sie je dergestalt meine Freundin waren, daß ich aufgelegt sollte gewesen sein, ein mir angebotnes Lebensglück Ihnen zu opfern?

„Sogar eine Feindin muß Rechtlichkeit nicht um ihr Eigenthum bringen. Sie hörten von des Grafen Brief an meinen Vater, der ihn so gut wie zu meinem Bräutigam machte."

Er sagte nichts deutlich Bestimmtes. Der Graf bewies, daß er selbst sich noch frei hielt —

„O dieser treulos Meineidige! In der Liebe giebt es halbe Worte, Hindeutungen, Blicke, die so bestimmt aussprechen, wie nur immer besiegelte Urkunden. Nichtswürdige allein spielen damit leichtsinnig, und so zugleich mit fremder Ruhe, fremden Schicksalen —"

Gute Henriette, Sie ändern das Ihrige aber nicht durch ohnmächtiges Wüthen —

„Wollen Sie mich noch durch ein tief kränkendes Mitleid höhnen? Und ohnmächtig wollen Sie mich nennen? Sie, Sie? Zu einer gewissen Art Ohnmacht verurtheilt uns zwar die Sitte der Zeit. Warum ändert sie aber kein muthiges Mädchen, geht Anderen darin mit einem Beispiel voran? Sicher würde man weniger von

Treubruch hören, wär' es üblich, daß ein Mädchen den Geliebten zum Zweikampf forderte, der sich unterstand, ihr Gefühl, ihre ganze Hoffnung zu betrügen, selbst, was in solchen Fällen immer geschieht, ihren Ruf zu verwunden. Zum Zweikampf auf Leben und Tod! Und Pistolen nöthigen keine physische Kraft ab."

Ha ha ha!

„Zwar kann ich den Grafen meinem Vater übergeben. Frohlocken Sie nicht unzeitig! Es ist ein alter Krieger!"

Alt wird er hoffentlich der Vernunft huldigen. Sonst — zähle ich Brüder, die ihm Gleiches mit Gleichem vergelten würden.

„Julie! O warum bleiben die Mädchen hinter den Männern zurück und gestatten sich Erbärmlichkeit. Platon soll in seiner Republik gefordert haben, daß alle Frauen der Krieger mit ins Feld zögen, an ihrer Männer Seite föchten, sich auf die weibliche Löwin, die weibliche Bärin bezogen haben —"

Ha ha ha ha!

„Eben dies Lachen bezeichnet Sie wie eine feige Elende!"

Henriette, nehmen Sie das Wort zurück!

„Nie!"

Wozu Sie Muth fühlen, dazu bin ich auch jeden Augenblick bereit!

„Gut, so will ich den Mädchen vorangehn, und es wird nicht ohne gute Nachwirkung bleiben. Ich fordre Sie auf Pistolen! Fühlen Sie Ehre, Muth, müssen Sie kommen!

Ich komme, halte Sie beim Wort.

„Eine Nichtswürdige sagte irgend Jemanden davon. Sie bewiese nur, daß sie es hintertrieben wünschte."

Nichts mehr, ich halte Sie beim Wort! —

Frau Kluge trat wieder ein, zugleich eine Besuchende, die zum Mittag blieb. Dann erschienen Lehrer, worüber einige Stunden hinflohen. Dann sprachen sich die Mädchen wieder allein, nun kaltblütig genug, nicht um den Vorsatz aufzugeben, sondern um das Weitere zu besprechen. Vor dem Thor, in einem Wäldchen, sollte das Blut fließen. Doch ward zugleich überlegt, daß es auffallen dürfte, wenn zwei junge Mädchen von Stande allein sich nach dem Wäldchen begäben, daß leicht unangenehme Störung zu erwarten sei. Henriette machte also den Vorschlag einer männlichen Verkleidung, die zu der männlichen That auch paßte. Zufällig konnten Beide sie leicht bewirken. Denn Henriette

dachte heimlich über den Kleidervorrath ihres Vaters zu gehn, und Juliens Bruder, Husarenoffizier im Orte, nahm vor einiger Zeit Reiseurlaub, und gab der Schwester einen Koffer in Verwahrung, zu welchem sie den Schlüssel hatte, und worin sich eine neue vollständige Uniform befand.

Es war Abend. Henriette schlich ohne der Erzieherin Wissen in ihres Vaters, nicht weit entlegne, Wohnung. Er pflegte um diese Zeit in einer Ressource zu sein, und so war es auch Heute. Der Bediente ließ die Tochter jedoch ein, als sie erklärt hatte, sie wolle niederschreiben, was sie ihm zu sagen gehabt. Sie fand eine neue Reuterbeinkleidung, einen älteren Ueberrock, nahm dazu einen Hut, Degen, vier Pistolen, sammt Blei und Pulver, schlug Alles in ein Tuch, brachte es still die Treppe hinab, ging zurück, zeigte dem Bedienten ihr Weggehn an, ließ ihn nur Oben ein wenig leuchten, und brachte ihren schweren Packen glücklich nach Hause.

Früh am andern Morgen, als die Erzieherin noch schlief, legte sie das fremde Gewand an, so wie Julie sich mit Zischmen, Ungarhosen, Pelz und Tschakow versah und ganz aller-

liebst darin aussah. Denn sie hatte mit dem Bruder ziemlich eine Größe, wogegen Henrietten die Uniformstücke etwas zu groß waren und sie etwas unbildlich umschlotterten.

Beide hatten ihren Angehörigen, auf den Fall der Reise in die andere Welt, geschrieben, und auch ein Billet an Frau Kluge in den Koffer gelegt.

Henriette schlich mit zwei Pistolen und Zubehör voran, wollte am Thore warten, Julie folgte nach einigen Minuten.

Der Tag war kaum angebrochen, die Luft trüb und neblich. Den Husarenlieutenant von Tiefleben, mit Juliens Bruder von einem Regiment, riefen aber schon Dienstgeschäfte, und er begegnete der schönen Abentheurerin, die eine große Gesichtsähnlichkeit mit ihrem Bruder hatte. Noch die Uniform, die wenig helle Luft, so konnte er sich wohl täuschen. Siehda, Löwenfeld, rief er, schon wieder zurück? Willkommen!

Es war Julien ungemein verdrießlich, doch blieb ihr auch nichts übrig, als der Verkleidung gemäß zu antworten.

Jener fing wieder an: Sie kommen mir aber Heute — ich weiß nicht — wie etwas beunru-

higt vor. Und — da seh ich Pistolen unter dem Pelz. Sie wollen doch nicht —

„Ich will mich duelliren, ja! Leben Sie wohl!"

Noch Eins! Wer ist Ihr Sekundant?

„Ich — habe keinen."

Ei, ohne Sekundanten muß man nicht sein. Wer kann wissen — aber ich stehe Ihnen zu Dienst. Meine Geschäfte eilen nicht so. Wer ist Ihr Gegner?

„Ein — Lieutenant Bärenthal."

Den kenn' ich nicht. Wohl aus einer anderen Garnison?

„Er wartet schon am Thor. Ich bitte — lassen Sie mich nur allein —"

Das hieße die Freundschaft verletzen. Hat Jener einen Sekundanten?

„Auch nicht!"

Nun, wir gehn bei meinem Bruder vorbei, den will ich schnell rufen lassen.

Er schickte eilig einen daher tretenden Soldaten zu ihm voraus mit dem nöthigen Auftrag. Er fand den Forstjunker bereits angekleidet, so daß er aus der Thüre trat, als Julie und der Husarenlieutenant gegen das Haus kamen. Letzterer sagte ihm, wovon die Rede sei, und der Forstjunker hatte nichts einzuwenden.

Seine Gegenwart machte Julien noch weit verlegner, als bisher. Denn war es doch dieser schöne stille Jüngling, der lange bereits ihr eine Liebe eingeflößt hatte, gegen die zu kämpfen es alle Waffen der Vernunft aufzubieten galt. Neulich, auf dem Rückwege von Gänsau erwachten die älteren Gefühle von neuen, doch auch die Betrachtung, daß hier an keine Heirath zu denken sei. Beim Grafen war es der Hauptpunkt, neben so Manchem noch, was ihn einem Mädchen empfehlen konnte.

Man ging weiter. Der Forstjunker fragte Julien nach dem Fräulein Schwester, und das erröthend, sichtbar bewegt.

Am Thor wunderte sich Henriette nicht wenig, ihre Feindin in doppelter Begleitung ankommen zu sehn. Daß noch der Husarenlieutenant dazu gehören mußte, der einst in ihrem Herzen einen neuen Frühling entfaltet, aber sie auch ganz neue Leiden empfinden gelehrt hatte, brachte ein ähnliches Gefühl über sie, wie es Julie hatte. Doch hielt sie mehr an sich, theils aus größerer Charakterfestigkeit, theils weil jetzt ihre Zornleidenschaft jede andere niederhielt.

Der Husarenlieutenant begrüßte sie und erklärte ihr das Nöthige. Aber, mein Herr von Bären-

Bärenthal, fuhr er fort, wären Sie etwa ein Bruder des Fräuleins, gleichen Namens, in einer hiesigen Erziehungsanstalt? Die außerordentliche Aehnlichkeit —

Henriette fiel ihm ins Wort: Erst das Nöthigste, hernach von Nebendingen. Ich bitte zu eilen.

Jener entgegnete: Sie haben recht. Der militärische Sophron sagt: ein Duell müsse ohne allen Aufschub abgemacht werden.

Man ging, die beiden verkleideten Mädchen voran, die Brüder folgten, blieben öfter jedoch etwas zurück, und sprachen leise miteinander.

Im Wäldchen angelangt, sagte der Lieutenant: Nun sind wir weit genug. Es ist aber jedes Sekundanten Pflicht, eine Vermittlung zu versuchen, ja auf Versöhnung zu dringen, wenn die Beleidigung unerheblich war, wenn ein Geständniß, sich übereilt zu haben, mit den Gesetzen der Ehre verträglich ist, oder —

Henriette fiel ihm hitzig ins Wort: Es wäre hier damit unverträglich!

Keine Versöhnung, rief Julie, durchaus keine!

So ist es unsre Sache, nahm Jener das

Wort, die Pistolen zu laden, die Schritte abzumessen, auf das Weitre zu achten.

Er und sein Bruder baten sich die kleinen Feuerröhre sammt Kraut und Loth aus. Einer um den Andern ging an die nächste Arbeit, während der Unbeschäftigte noch um manches fragte, als, ob die gewöhnlichen Vorkehrungen auf einen gewissen Fall auch getroffen wären, wer von beiden Theilen als der Beleidigtere zu erkennen sei, folglich den ersten Schuß hätte?

Henriette sagte: Ich bin es, und Julie hatte nichts dagegen.

Dann hieß es: Die gewöhnliche Observanz will funfzehn Schritte. — Sie wurden abgemessen. — Nehmen Sie Ihre Plätze, meine Herren! — Es geschah.

Henriette zielte so gut als möglich, schnellte ganz keck den Hahn ab. Es kleidete sie sogar, weil eine gute Tänzerin jede Leibesbewegung mit Anmuth vollzieht. Es kam dazu, daß sie einmal, als ihr Vater auf einem Dorfe kantonnirt, und sie ihn dort besucht, geladene Pistolen abgedrückt hatte.

Dennoch blieb Julie unverletzt. Die Kugel ging dicht über den Kopf hin, sagte der Forst-

junker, sie war auch mit sehr fester Hand abgeschossen. Es ist an Ihnen, Herr von Löwenfeld!

Julie legte nun an, auch mit ganz frischem Muth, doch sah man zugleich schon an Griff und Schick, daß sie mit einer ungewohnten Verrichtung umginge. Bei der Explosion fiel ihr die Pistole aus der Hand, von dem nie empfundnen Schlag.

Gleichwohl, sagte der Lieutenant, hört' ich die Kugel dicht am Ohr des Herrn von Bärenthal pfeifen. Sie werden einen Streifschuß haben. — Er fand sich nicht.

Henriette nahm die Feindin abermal aufs Korn. — Paff!

Gut geschossen, rief der Lieutenant, irre ich nicht, traf es zwischen der Brust und dem Arm durch. Und seltsam, nichts am Pelz zu sehn.

Julie hatte den letzten Schuß. Sie richtete das Mordgewehr in die Luft, und hielt es fester.

Ich will keine Großmuth, schrie Henriette, nehmen Sie das rechte Ziel, oder Sie müssen von neuen laden!

Wenn Sie durchaus wollen, versetzte Julie, da! — Sie hatte gesenkt, geschossen.

Der Forstjunker rief: Wieder nahe an der

Stirne weg! Rechts, o es hat selbst einige Haare gekostet, man sieht es.

Aber, sagte Henriette, ich fühlte doch nichts! Meine Herren, fing Juliens Sekundant nun an, wir wünschen Glück zur löblich ausgemachten Sache. So muthig, wie es die Ehre nur verlangt, haben beide Theile sich dem Tode entgegen gestellt. Wir können der ganzen Welt es bezeugen. Ein Zufall, daß die sonst wohlgezielten Schüsse nicht trafen. Doch wie auch der Streit sich entsponnen haben mag, die Genugthuung ist vollzogen, also —

Es ist kein Blut geflossen, unterbrach ihn Henriette, wir müssen —

Von neuen laden, fiel Julie ein, zur Stelle!

Das geb' ich nicht zu, sagte der Husar, oder — Herr von Bärenthal — Sie müssen mir erst die Ehre erzeigen, einen Gang mit mir zu machen —

Ich würde, nahm der Forstjunker das Wort, um eine ähnliche bitten, mein Herr von Löwenfeld.

Henriette und Julie — übrigens doch ein wenig blaß — wurden nun feuerroth. Sie hätten in diesem Fall auf die Gegenstände ihrer

Liebe schießen müssen, und so was thut man doch nicht gern.

So — rief Henriette nach einigem Sinnen — so will ich den Zweikampf denn aufgeben, doch versöhnen will ich mich nicht.

Machen Sie das mit Ihrem Herzen aus, sagte der Forstjunker, ohne Zweifel wird die Zeit da auch wohlthätig mitwirken.

Ich, sagte Julie, versöhnte mich allenfalls—

Nein, nein, klang es drüben wieder, nie!

Der Lieutenant rieth nun, in die Stadt zu gehn.

Meine Herren, sagte Henriette, wir danken Beide für die uns erwiesene Ehre — doch bitten wir, uns ohne Begleitung heimkehren zu lassen. Wir — haben Gründe —

Nur bis ans Thor, entgegnete der Lieutenant, ich habe Ihnen ohnehin etwas Nöthiges zu sagen, Herr von Bärenthal!

Er ging nun mit Henrietten, wie sein Bruder mit Julien. Da Sie, fing Jener unterwegs an, einmal von keiner Ausgleichung hören wollten, freute mich die Art, wie Sie im Duell sich betrugen doch ungemein. Nicht nur bei solchen Gelegenheiten, oder im Kriege, sondern in so manchen anderen Fällen ist Entschlossenheit

eine vorzügliche Eigenschaft, und ihr Mangel führt im gemeinen Leben oft schweres Unheil herbei, wenn auch die Quelle oft wo anders gesucht wird. Darum ist sie auch dem Nichtsoldaten nützlich und nöthig, beinahe möchte ich sagen, oder ich sage es frei hin, sogar den Frauenzimmern. Wie ich nun Jeden hochachte und ehre, den ich in Gefahren muthig sah, gestehe ich, daß ich eine Geliebte, die vor meinen Augen Entschlossenheit bewiesen hätte, nun doppelt lieben würde.

Henriette erröthete von neuen, und wunderte sich im Stillen, den Lieutenant, den sie einst so karglaut gefunden, Heute so umständlich und sinnig reden zu hören.

Doch auf etwas Anderes zu kommen, hieß es drüben wieder, das Fräulein Bärenthal hier ist ohne allen Zweifel Ihre Schwester, Sie werden mich keines Andern überreden.

„So — will ich es denn gestehn!"

Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas von meinen Verhältnissen mittheilen darf. Ohne alles Vermögen, wie mein Bruder, sahen wir zeither uns genöthigt, höchst beschränkt zu leben und doch mit vielen Sorgen zu kämpfen. Da schreibt vor vier Wochen ein weitläuftiger

Vetter an uns, ladet uns zu einem schnellen Besuch ein. Wir finden den Vetter auf dem Todtbette, hören zugleich, daß sein einziger Sohn vor kurzem gestorben ist. Die Absicht, welche uns beschieden hatte, traf uns höchst unerwartet. Er habe Gutes von uns gehört, sagte der Kranke, uns noch persönlich kennen lernen wollen. Wir hatten das Glück, auch jetzt nicht zu mißfallen, und wurden nach zwei Tagen — zu Universalerben ernannt. Gleich darauf starb der Wohlthäter. Wir waren von Allem schon in Kenntniß gesetzt. Wir hatten ein solches Vermögen bei dem Mann nicht vorausgesetzt, überhaupt uns wenig um ihn bekümmert, und mußten staunen, da wir hörten, daß auf jeden Theil gegen Achtzigtausend Thaler fielen!

„Was hör' ich! Ei — von Herzen meinen innigen Glückwunsch —"

Mit Schmerz mußte unsre Freude allerdings vermengt sein, und welche noch war völlig ungetrübt. Es gab dort viel noch zu thun, gestern kamen wir erst zurück. — Doch — gesteh ich Ihnen nun, daß ich Ihre so hoch liebenswürdige Schwester liebe. Was mir zeither den Mund verschloß und zugleich jede Hoffnung, leuchtet

ein. Doch nun — bin ich entschlossen — Sie sehn, ich halte es auch mit Entschlossenheit — um ihre Hand zu flehn. Wen könnte ich angemessener bitten, mein Freiwerber zu sein, da ich selbst ohne geläufigen Ausdruck bin, als den Bruder meiner Geliebten?

„Sie versetzen mich in Erstaunen —"

Wollen Sie meine Bitte hören?

„Wir sind am Thor — ich will — leben Sie wohl!"

Fast schnell wie ein Reh hüpfte Henriette von dannen, und hielt in den Gassen ein Tuch am Mund, um sich nicht erkannt zu sehn. Denn das Wetter hatte sich aufgehellt, wie ihr Geschick.

Ziemlich gleichlautend hatte der Forstjunker mit Julien gesprochen und mit dem nehmlichen Bescheid trennte sie sich von ihm. Sie sagte sich unterwegs: Nun geb' ich dem Grafen eine abschlägliche Antwort. Tiefleben ist unendlich liebenswürdiger, und meine erste, einzige Liebe, wie käme der abweichende Reichthum da in Betracht. Zudem hat Tiefleben gelernt sparsam zu sein, und der Graf zeigt alle Neigung zum Verschwender.

Frau Kluge war einer Unpäßlichkeit willen

noch

noch im Bette. Deshalb gelang es beiden Mädchen, unbemerkt wieder ins Haus zu kommen und die Kleider zu wechseln. Henriette warf sich Julien an die Brust, Versöhnung anbietend.

Eben ließ die Erzieherin beide rufen. Sie hatte ein Billet vom Grafen erhalten. Ach, meine Schääfchen, sagte sie, hören Sie doch! Sie las den Inhalt:

„Werthe Madame!

Ich vergaß in Ihrem Hause Gestern noch etwas, es ist überhaupt mein Fehler, die Geschäfte zu schnell abzumachen, und oft dabei nicht Alles zu sagen, was zur Sache gehört. Sie werden vielleicht gehört haben, daß ich die Gräfin Schwarzkopf heirathen werde, die auf dem Lande leben will. Damit sie nicht zu viel Langeweile hätte, rieth ich ihr, eine Gesellschafterin zu wählen, irgend ein armes, doch gebildetes Fräulein, und sie ist es so zufrieden. Neulich fragte ich das Fräulein Bärenfeld, ob sie wohl die Stadt verlassen möchte, und Gestern das Fräulein Löwenthal. Es ginge aber auch an, daß Beide zu uns zögen, und hat man auf dem Lande gerne Tanzgesellschaften, kann die Musik noch weit öfter unterhalten. Ich bitte Sie also, dem Fräulein Bärenfeld zu sagen, daß mein

neuer Vorschlag den älteren nicht aufhöbe. Die jungen Damen sollen bei uns finden, was sie nur wünschen, und an Gelegenheiten, sich vortheilhaft zu verheirathen, wird es auch nicht fehlen. Empfehlen Sie mich Beiden angelegentlich. Mit Achtung der Ihrige

Graf Leeren."

Ei, ei, meine Schääfchen, hieß es nun, was hab ich gesagt? — die Gräfin Schwarzkopf? Die ist sehr alt, soll auch die Klügste nicht seyn, aber eine halbe Million besitzen. Doch — nein dazu kann ich nicht rathen, habe meine Gründe —

O, fiel Henriette ein, ich würde auch den Vorschlag nicht angenommen haben.

Ich eben so wenig, rief Julie, und Beide vertrauten nun der guten Pflegemutter, was ihnen mit jenen Brüdern widerfuhr.

Diese kamen den folgenden Tag, zu hören — wurden an die Väter gewiesen, die mit Vergnügen einwilligten.

Die Pistolen waren übrigens ohne Kugeln geladen, weil die Brüder ihre Geliebten wohl erkannt hatten.

Ende.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.